

Inhaltsverzeichnis

Wiedersehen mit Jan in München.....	2
Bei Jan zuhause.....	9
Die Beinahe Katastrophe.....	17
Kontakt Franziska (4).....	18
Parteien-Geplänkel	21
Die Geschichte mit der brasilianischen Braut.....	25
Die Geschichte mit der Namorada (1).....	33
Der Pilot Leo.....	40
Die Geschichte von den Kohlrouladen.....	41
Kontakt Franziska (5).....	45
Die Geschichte der Namorada (2).....	49
Die Geschichte der Namorada (3).....	56
Die Geschichte von dem Auffanglager in Sao Paulo.....	57
Die Geschichte vom André, dem Franzosen.....	62
Jan und ein Bordell-Besuch.....	72
Jan der Vergewaltiger.....	78
Die Geschichte der Conchita I.....	79
Die Geschichte vom Chefkollegen Robert.....	84
Jan und die Gorch Fock.....	87
Jan wieder zurück in Frankreich.....	89

Jan – erzähl' mir eine Geschichte

Biografie eines x-beliebigen älteren Herrn

Teil III

Wiedersehen mit Jan in München

Jan war wie immer über pünktlich und musste warten. Er freute sich, als er mich sah, und gab mir rücksichtsvoll einen Kuss auf die Stirn. Wir redeten erst einmal allgemeines. Er habe den Backofen soweit fertig und die Rückreise sei gut verlaufen. Um die Katze kümmere sich die Bäuerin; sie werde ihr beibringen, für sich selber zu sorgen. Nun, was sagt man dazu.

Aber im Geschäft gehe es schon ziemlich hart her. Das Projekt trete in eine entscheidende Phase ein. Es sei halt jeder sehr gefordert.

Wieso *ihr*, der Katze?, es waren doch zwei gewesen? Zwei kleine Katzen. Nein, er habe eigentlich nichts darüber sagen wollen, aber wenn ich schon darauf bestehe, gut. Also, eine der Katzen sei tot.

Seine Andeutungen ohne Ausdruck einer Empathie ließen mich doch wundern. Ich konnte diese Frage nicht verhindern.

'Hast Du sie etwas getötet?' Ich musste sehr an mich halten, diese Frage nicht spontan auszusprechen. Nein, ich glaubte es nicht, ich hätte es mir nicht vorstellen können – und dennoch – Jan, war Jan, und er besaß sicherlich eine gewisse Brutalität. - Brutalität, sagte jemand sehr gescheites, sei die Kehrseite der Sensibilität. Und diese Seite hatte ich ja zur Genüge kennen gelernt. Ich formulierte im Kopf um: ‚Jan‘, sprach der Herr, 'wo ist die Katze?' -“

„Um Gottes Willen, wo denkst Du hin. Nein, sie, d.h. er, Du weißt, dieser kleine graue Kater, wurde immer weniger, kotzte ab und an. Fraß das dann wieder auf. Zuerst habe ich gedacht, er habe sich überfressen. Aber dann, von einem Moment auf den anderen, fraß er gar nichts mehr. Fraß nichts, trank nichts. Suchte die Nähe seiner Schwester. Sie hockten dann zusammen, wie Hänsel und Gretel verloren im Wald. Ich entwickelte plötzlich Gefühle für dieses arme Ding, streichelte es, und es schnurrte. Dann, ich versuchte ihm wenigstens etwas Wasser anzubieten, dass er auch anfänglich versuchte zu nehmen. Dann kotzte der kleine Kater zum letzten Mal: reines Wasser. Er zog sich zurück und stöhnte und miaute einen ganzen Tag – am nächsten Morgen war er tot. Ich habe ihn dann vor der Abfahren noch begraben können.“

„Es hat Dir weh getan?“

„Ja. Ganz arg.“

„Und Du hast bereut, dass Du so wüst zu ihm warst?“

„Nein, eigentlich nicht. Ich habe ihnen ja nicht weh getan. Ich habe alles getan, damit sie unabhängig werden und sich dann später selber versorgen können. Liebe, Zuneigung, meine Liebe, kann man nicht kaufen!“

„Aber um sich selber zu versorgen waren sie doch noch viel zu klein.“

„Ist ja richtig. Aber Du kannst ja nicht damit anfangen, wenn sie dick und fett geworden sind – oder?“

Nein, sicherlich nicht. Ich habe Jan in dieser Beziehung nie verstehen können. Er wolle, sagte er, wenn er eine Katze wäre, bestimmt nicht ins Tierheim gebracht werden, nicht kastriert werden, nicht seine Milch hinterm Ofen schlürfen müssen, er wolle sicherlich seine Mäuse selber fangen. Irgendwie hat er das ja vorgelebt, dieses Leben auf der beruflichen Freien Wildbahn.

„Hat sich damit Dein Hass, oder besser Deine Abneigung gegenüber beiden Katzen oder nur zu der einen verringert? Glaubst Du, dass Du ein anderes Verhältnis haben wirst, wenn Du die andere Katze wiedersehen wirst?“

„Nein, das glaube ich nicht. Ich habe mich die ganze Strecke nach Hause gefragt, was denn da passiert ist mit mir. Dieser Hass auf irgendein Wesen ist mir eigentlich fremd gewesen. Und dann habe ich eine Erkenntnis getroffen...“

„...dass Katzen zu Dir ein Verhältnis haben wie Du zum Zapfhahn eines Bierfasses?“

„Ja. Nein. Eigentlich nicht. Nein. Ich denke, es ist der gleiche Grund, warum es bei Eltern zu einem tödlichen Hass auf ihre Kinder kommen kann...“, er zögerte, als wolle er sich das noch einmal überlegen, als sei er nicht sicher.

„...nämlich?“

„Ja, mir fällt da gerade etwas ein. Ich habe das doch schon einmal erlebt, nämlich bei meiner Schwiegermutter.“

„Jan, jetzt wird es aber verzwickt.“

„Nein, ich erzähle Dir keine Geschichte darüber. Aber ich denke, es ist der gleiche Mechanismus. Pass' auf: Du besitzt eine gewisse Bereitschaft, für jemanden etwas zu tun. Zum Beispiel, die beiden *chatons* zu füttern, weil die Mutter sie verlassen hat. Gut. Aber dann, nach einer Weile, haben diese Katzen *dich* adoptiert, sie fordern lauthals ihr vermeintliches Recht auf Versorgung, wecken dich lauthals morgens, obwohl du noch etwas schlafen möchtest. Du bist aber nicht bereit, diese Mehrleistung zu erbringen. Und damit beginnt die Spirale des Hasses. Ganz einfach.“

Ich dachte unwillkürlich an meinen Leo, und ich musste dem Jan irgendwie Recht geben. Irgendwie schien das so zu funktionieren. Von emanzipierten Müttern weiß man, dass sie nach einer Zeit der Umsorgung ihres Kindes wieder frei sein möchten, frei für ein neues Leben, vielleicht ein neues Abenteuer. Und das scheint mir gut so zu sein, wir hätten sonst nur Einzelkinder – wenn es dem Erstgeborenen nach ginge.

„Und das mit Deiner Schwiegermutter?“

„Genau das gleiche. 'Jan, bitte, könntest Du dies tun? ...das tun? ...und das bitte auch noch. Und so fort. Irgendwann habe ich ihr die Freundschaft gekündigt. Jetzt muss sie ohne mich alt werden. Fertig.“

„Einfach so? Du lässt die arme alte Frau einfach so im Stich?“

„Nun, ja. Nein. Es ist komplizierter. Da ist die Tochter, der Enkelsohn, und dann kam auch der Sohn zurück aus der Ferne. Mit seiner Frau. Sie wohnen ja bei ihr.“

Ja, das war Jan. Das wiederum konnte ich mittlerweile nachvollziehen, auch wenn ich diese Art des konsequenten Handelns nicht billigen kann. Aber das erwartete er sicher auch nicht von mir.

„Und was denkst Du, worin bestand die Ursache, dass der kleine Kater...?“

„Ich weiß es nicht. Ich dachte an Krebs. Symptome sah man schon lange. Dann aber denke ich, so schnell, wie das passierte, dass er sich doch irgendwo vergiftet hat. Nur, ich weiß nicht wo oder wie. Ich hatte ja kein Gift gelegt. Aber in dieser Umgebung....?“

*

Aber nun brannte er darauf, zu erfahren, wie ich zu Hause empfangen worden sei, wie es dem Leo gehe, und wie es bei mir denn weiter gehen solle. Ich erstattete Bericht, und er war sehr besorgt. Horst habe es sich überlegt, sagte ich, und wir versuchen nun die Ehe weiter zu führen; er wolle mir mehr Aufmerksamkeit schenken, und ich dürfe *meinen Jan auch gelegentlich* treffen. Und so beichtete ich dem Jan, was alles vorgefallen und besprochen war – vielleicht doch nicht alles, erst

einmal.

„Du hast ihm die ganze Wahrheit erzählt? So etwas macht man nicht“, warf er mir vor.

„Du willst sagen, ich hätte Lügen sollen, oder flunkern, wie Du sagst?“

„Nein, das nicht. Aber man schützt seinen Partner nicht, indem man ihm alles erzählt. Man tut ihm das einfach nicht an! Das ist verantwortungslos.“

Bevor er mir nun einen längere Rede hielt über diplomatisches Verhalten in Ehekrisen, gestand ich, dass wir nur über die Dinge gesprochen hatten, die sowieso bekannt geworden waren. Das wir eben Intimes ausgeklammert hatten. Und ich erzählte ihm von dem negativen Einfluss dieses Jean-Paul.

Da lachte mein Jan wieder und kicherte wie ein kleiner Junge. Ja, das sei wohl seine Philosophie, ob ich sie denn *per Osmose* übernommen habe

Aber dann wurde er wieder ernst, und er deutete an, dass er diese Situation kenne, in der der Horst sich befände. Es würde ihm irgendwie wehtun. Ob ich ihn denn nicht mit ihm bekannt machen könne?

Hatten wir das nicht schon einmal? - Nein!, das wäre das Letzte gewesen, was ich gewollt hätte. Zwei Männer zu Geliebten zu haben, das kam für mich nicht infrage, das empfand ich schon ein bisschen arg pervers. Was treibt Männer zu diesen Vorstellungen, sich zusammen schließen zu wollen? Eine archaische Schutz Einrichtung zum Wohle aller Beteiligten etwa? Nein, kommt nicht in Frage.

Thema ZinsSteuern

Jan zuckte mit den Schultern: *Dann eben nicht..*

„Jan?“

„Gerlinde?“

„Sag, mir ist auf dem Rückweg irgendwann die Idee gekommen, dass du als Zinsnehmer für irgendeine Anleihe oder als Aktien-Inhaber irgendeiner Firma eigentlich doch Unternehmer bist. Du beteiligst Dich am Gewinn und Verlust eines Unternehmens oder des Staates – egal, was auch immer. Du investierst ähnlich Deinem Freund und Partner Sorros!?“

Der Jan stutzte. Eine tolle Idee sei das. So habe er das noch nie gesehen. Er habe Zinsen, wie er das schon ausgeführt habe, immer unter dem Gesichtspunkt des Werterhaltes gesehen. Über Zugewinne oberhalb der Inflationsrate könne man ja diskutieren.

XXX

Erinnerung Jan an die getroffenen Erkenntnisse, dass ein Zinsnehmer auch ein Unternehmer ist

Apropos Steuern! Das Thema Steuern auf Zinsen beschäftigte mich immer noch. Irgendetwas war nicht ausgeglichen, da stimmte etwas nicht.

Und auf den langen *Kerzengeraden der französischen Highways* fiel mir dann plötzlich etwas ein:

Der Jan machte einen Fehler, wenn er dachte, man würde die Nichtanmeldung von Zinsgewinnen als sein Recht zum Erhalt des Vermögenwertes betrachten können. Denn:

Derjenige, der sein Geld zum Zwecke der – wenngleich nur quantitativen – Zugewinns anlegt, handelt *unternehmerisch*. Sozusagen als ein Schmalspur-Sorros. Es scheint mir doch keine objektive Entschuldigung für ein Derartiges Verhalten geben.

Warte Jan, bis Du wieder in München bist!

*

Ich lenkte ab: „Sag mir, Jan, ich habe über meinen Aufenthalt bei Dir nachgedacht, mir fällt das erst heute ein, Du hast nie ein Radio angehabt, nicht bei der Arbeit, nicht bei der Freizeit. Ist das immer so, oder hatte das mit mir zu tun?“

„Dir wird sicher noch mehr einfallen. Aber gerade das Radio? Nein, mit Dir hat das nichts zu tun,“ ganz entschieden war seine Antwort, „nie habe ich ein Radio an. D.h. das stimmt nicht, morgens früh zum Frühstück höre ich die Nachrichten oder ich lese dabei eine Zeitung. Aber wenn ich ein Bio-Radio im Hause habe, so eine schöne Kohlenstoff-Einheit, dann brauche ich kein Radio.“

„Mit Bio-Radio meinst Du wohl meine Wenigkeit. Rede ich so viel wie ein Radio?“

„Nein, beruhige Dich. Aber *eine* Info-Quelle langt mir,“ scherzte er, „nein, im Ernst, außer zum Frühstück will ich meinen Kopf für mich haben. Wie soll ich denken, wenn die ganze Zeit ein Radio plärrt? - Die Handwerker hier, die stellen als erste Handlung ein Radio auf, und dann hören sie die ganzen 6 oder 7 Stunden nur *Radio Nostalgie*. Aber, die machen Routine-Arbeit. Und wehe, Du fragst sie, warum sie das so oder so machen. Einfach nur, um etwas zu lernen. Dann geraten sie in Panik und machen hernach alles falsch!“

„Und dann bekommst Du die Krise?“, wollte ich wissen.

„Genau so ist das, - fürch-ter-lich!“

*

„Nun, aber Jan, erzähl mir die Geschichte mit dem Universum. Jetzt und gleich!“

„Ehrlich? Härr Obääärrr – einen Escorial grüühüüü, die Dame zahlt! - Wie geht es meinem Leo? Hast Du ihn nach den *wingmen* gefragt?“

Nein, hatte ich noch nicht, gestand ich, ich werde es aber bald nachholen. Ja, dem Leo gehe es gut. Er habe sich sehr gefreut, seine arme alte Mutter wiederzusehen.

„Sag ich doch, ein Junge ohne seine Mutter, ist eine...“

„...arme Sau. Nun, was ist mit der Geschichte? Lenk' nicht ab.“

Also, die Geschichte gehe so. Aber es werde lang werden. Oder Kurzform? Nein? Gut. Also zum zweiten.

Auf dem Dampfer nach Brasilien, saß der Jan in der Vorhalle zur Hölle, sagte er, also im Warteraum zur Krankenstation. Er habe wohl einen Tripper gehabt und musste sich behandeln lassen. Ich wisse ja, er sei da in Genua auf Abwege geraten.

„Wie kann man nur, ein junger Mann wie Du es warst.“

„Ja, frag mich nur. Das war schon arg verführerisch. Da stand eine junge Frau, eine wunderschönes, schlankes, schwarzhaariges Mädchen, schön wie Sheherezade, in einer der engen Gassen am Hafen, und sprach mich auf englisch an. Man muss wissen, da standen sie zu Hunderten. Heute ist das Gebiet absolut *clean*. Aber damals? - Also ich sagte ja, und wir gingen ins Haus, kletterten die engen Treppen hoch – mit zitternden Knien. Sie öffnete eine Wohnungstüre.

Ich sehe heute noch dieses Bild. Wir traten in eine Küche ein, eine Art Wohnküche, und um den großen Tisch herum saßen mindestens sechs Personen, Vater, Mutter, Großmutter, Großvater, und Kinder. Sie alle grüßten freundlich, als sei ich ein kleiner Gott oder wenigstens ein Gönner.

Sie grüßte freundlich die schmausende Runde, und da ich vor Erstaunen zögerte, zog mich das Mädchen am Ärmel in ein Nebenzimmer. Darin hatte es ein einfaches Bett, ein Doppelbett, wohl für die Eltern, was weiß ich. Und dann ging alles sehr schnell. Bevor ich noch wusste, was ich tat oder gar wer ich bin, war alles vorüber. Bezahlt hatte ich natürlich im Vorhinein - etwas mehr als

gefordert. Dann nahm sie mich wieder mit, führte mich gleichsam durch die Küche an den schmausenden Leuten vorbei, die wieder freundlich grüßten und sich bedankten, was mir sehr peinlich war.

Während sie beim Hinausgehen einen Teil ihres Lohnes auf eine Anrichte legte und etwas von *americano* sagte, bedankten sich alle noch einmal so freundlich wie beim Hereinkommen für das kleine Geschenk, dass ihnen da vermittelt durch den Engel ohne Unterhose von dem kleinen Gott aus Amerika zuteil wurde.“

„Warum denkst Du, sagte sie, Du seist wohl ein Amerikaner?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht glaubte sie es selber. Aber ich bin sicher, keine dieser Nutten wäre auf einen deutschen Piefke stolz gewesen. Und die Leute, die ihr das Zimmer vermieteten wohl auch nicht. Amerika war einfach *in*. Das war wohl doch ein Zweckoptimismus.“

*

„Schön, aber wolltest Du mir nichts über das Universum erzählen? Ich muss mich wohl wieder auf eine längere Geschichte einstellen? Ja?. Ich glaube mittlerweile, Du entwickelst die Geschichten auf Anforderung?“

„Nein, bestimmt nicht,“ lachte da der Jan, „aber was wäre das Universum ohne die kleinen Lichtblitze des Lebens? Also, in der Vorhalle zur Station saß ein mittelalterlicher Priester. Etwas rundlich, mittelgroß, er hatte ein volles aber gutmütiges Gesicht, irgendwie vertraut oder harmlos, jemand, dem man seine Uhr anvertrauen würde, bevor man ins Bordell geht.“ Und weiter.

„Was er dort wollte, wusste ich ja nicht, vielleicht hatte er ja auch einen Tripper. Jedenfalls sprach er mich an. Er fragte mich, ob er mich fragen dürfe, welche Nationalität ich habe, was ich von Beruf sei und ob ich katholisch sei.

Ich antwortete ihm brav auf seine Fragen, dass ich Deutscher sei und nach Brasilien wolle, nein, gläubig sei ich nicht. Ich sagte, das ich die Bibel gelesen habe und nur Ungereimtheiten gefunden habe.

<<Sie haben die gesamte Bibel gelesen – von a bis z?>>, staunte er sichtlich.

Ja, sagte ich – soweit es das Alte Testament beträfe, aber vom Neuen hätte ich nur ein Evangelium gelesen.

Ja gut, sagte er, die Bibel und ihre Widersprüchlichkeiten ablehnen, sei ja das eine, aber nicht an einen Gott zu glauben, sei das andere. Ob ich denn nun....?

Nein, sagte ich, <<für die Existenz eines Gottes habe ich keine plausiblen Anhaltspunkte gefunden, aber eindeutig dafür, dass die Menschen einen solchen Gott wünschen und wohl auch brauchen>>. Beinahe hätte ich mich herabgelassen und angemerkt, dass sich hier wohl wie in allen anderen Bereichen des Lebens Scharlatanerie und Einfältigkeit zu einem geordneten Miteinander zusammen finden. Aber es wäre wohl ein Zuviel an Affront gewesen. Ich ließ das sein.

Gut, sagte der Priester, aber man erkenne doch an der Natur, wie sie funktioniere, exakt und wunderbar. Da könne doch nur ein Gott hinter stehen, dass müsse doch auch ein Ingenieur sehen können.

Ja, sagte ich, das sei sicher richtig, vor dem Wunderwerk der Natur könne ich mich auf den Bauch werfen vor Demut; aber gerade als Ingenieur würde ich eher auf eine Gruppe von Göttern schließen als auf einen Eingott. Das sei wohl doch eher eine Erfindung von diesem alten Herrn Abraham. Eine Erkenntnis vielleicht, die zu einem weniger komplexen Miteinander führen solle.

Ob ich denn keine Angst habe, eines Tages ohne eine Beziehung zu einem Gott – oder von ihm auch aus zu mehreren – auskommen zu müssen? Krankheit? Segen zur Heirat? Sterben?

Oh, Gott, nein, bin ich denn ein Götzenanbeter, hätte ich beinahe gesagt. Aber ich wollte ja keine Konfrontation. Dieser Mann schien die Güte selber zu sein, etwas betulich ja, schon. Aber doch so

gutmütig, dass er diese Art nicht verdient hatte.

Nein, sagte ich, dass ich das nicht glaube. Ich sei halt sehr fest in meinem Glauben. Mit etwas Schmunzeln im Gesicht hatte ich das wohl gesagt, denn der Herr Pfarrer schmunzelte auch.

Und ob mir das Neue Testament denn gar gegeben habe?

Als kleiner Junge, sagte ich, sei ich ein richtig kleiner Jesus-Jünger gewesen. Aber schon sehr früh wäre mir die ganze Geschichte um den Herrn Jesus suspekt geworden... Und beim Lesen des Evangeliums sei ich sehr erschrocken gewesen ob der Brutalität, die sich da auftue... Und schließlich stimme ja nichts mehr überein zwischen dem Inhalt der Bibel und dem Glaubensgebäude der Kirchen – aller Kirchen.

Er sah mich erstaunt an, dann nickte er mit dem Kopf. Nachdenklich sagte er, und seine Worte hallen mir noch heute in den Ohren: <<...ja, vielleicht wird diese Überdefinition der christlichen Religion einmal zu ihrem Untergang führen?...>>

Gerlinde, ich habe diesen Satz nicht erfunden; er ist so gesagt worden!“

„Ja, das ist eigentlich sehr eigenartig. Kein Mensch würde Dich für diesen Satz rühmen. Aber wenn Du das so sagst...!?“

„Und dann erzählte er, er sei versetzt worden, um im Landesinnern Brasiliens den Leuten das Evangelium zu lehren, Kinder zu unterrichten, und außerdem sei er Ökonom. Vielleicht könne er ja die Gemeinden in wirtschaftlichen Dingen beraten. - Man werde sehen. Dennoch, er sei schon sehr befasst und eher ängstlich bezüglich dem, was auf ihn zu kommen könne. Aber es sei halt sein Beruf und darin eingeschlossen sei die Eigenschaft, sich fügen zu müssen. Soldat Gottes nennt man das wohl.

Ich machte ein paar Bemerkungen, dass es ja wohl eine sehr verantwortungsvolle und doch auch sehr große Aufgabe sei, um die man ihn sehr wohl beneiden könne. Und fragte ich ihn, ob er nicht Angst habe, dass die Leute ihn die Frage stellen könnten, ob man seinen Gott essen könne...“

Ich muss wohl erst einmal sehr dumm geschaut haben, denn der Jan hielt inne, schaute mich an wie ein Kind, dass gespannt auf die Reaktion einer Unart wartet, und lachte schließlich laut auf. Dann fiel mir aber ein, was er meinte.

„Ja, gut. Aber auch der Priester muss wohl dumm geschaut haben – oder?“

„Und wie. Aber dann hat er das begriffen und gemeint, dass er glaube, dass er in der Lage sei, den Leuten beizubringen, dass es sich doch um Symbole handele, weil deren eigene Welt vielleicht mit Symbolen besser zurecht komme, als wir mit der unseren.

Und dann hat er mir ein Kompliment gemacht, vielleicht nur ein vermeintliches – ich weiß es immer noch nicht. Er meinte, dass ich ein Ingenieur sei, dass könne er sich schon gut vorstellen: eine Auge zeige ein sehr waches Äußere, - aber das andere Auge ließe eine gewisse Sinnlichkeit erkennen... Ich war – wie sagt Dein Leo? - Baff!“

Der Jan machte eine künstliche Pause und gab mir Gelegenheit, mir seine Augen anzuschauen. Ja, sie waren unterschiedlich, wahrscheinlich wie bei allen Menschen. Ich werde das wohl noch etwas besser studieren müssen.

Und der Jan erzählte weiter:

„Aber nebenbei, sagte der Priester, habe er ein Faible für die Wissenschaft, und eine Frage an mich. Ob ich mich mal mit ihm unterhalten wolle. Oh, dachte ich, ob das nicht ein Antrag ist, ich war ein bisschen skeptisch. Schon als Junge hatte mir ein älterer Mann einen unschicklichen Antrag gemacht...“

Solche Bemerkungen, so kurz und so nebensächlich sie auch gemeint sein können, lassen eine Mutter aufhorchen.

„...und ist da etwas passiert...“ wollte ich wissen.

„Du wolltest doch die Geschichte vom Universum hören? Oder? - Nein, natürlich nicht. Ich war längstens aufgeklärt genug und zweitens konnte mich auch als Junge keiner verführen: Nicht zum Kuchenessen, nicht zum Betrachten der Briefmarkensammlung und schon gar nicht zur Arbeit....“

„Ist das nicht nicht frustrierend, wenn alte Männer sich so an Kinder heran machen?“

„Ach, da fällt mir ein, eine alte Frau wollte mich verführen... Vielleicht später einmal.“

Ich dachte an meinen Leo und den Gefahren, denen er begegnen werden wird. Wie sollte ich ihn nur darauf vorbereiten? Aufklären, reden, sprechen. Kein Tabu ist es wert, eines zu sein. So wird der Jan sagen.

„Frustrierend? Einer hat mich mal brutal angefasst, ich konnte es nicht verhindern. Einfach so als Überfall. Frustrierend?“, wiederholte er, „nein, ich würde ihn ermorden, wenn ich ihn heute an einer dunklen Ecke begegnen würde.“

Jan, und alle, die er noch ermorden wollte. Ob das nun mehr Spaß war oder doch tiefer saß? D.h. ober er ernstlich so schrecklich dachte? Auf der anderen Seite ist einem Mädchen die Situation mit aufdringlichen Männern nicht unbekannt. Die Scham, die Wut, der Hass auf diese Strizis ..., langsam fing ich an, Jan ein wenig zu verstehen, dennoch.

„Jan, Du machst mir manchmal Angst mit Deinen Bemerkungen“, provozierte ich ihn.

„...Du musst keine Angst haben.“ Er lachte. „Fass mich nicht unkeusch an, dann hast Du auch nichts zu befürchten.“ Er lachte über seinen Scherz. „Aber Gerlinde, Du als Intellektuelle musst doch besser wissen als ich, wie weit die Kluft liegt zwischen Augenblickgefühl und Ausführung einer Tat? Aber ich gestehe, ich hasse diesen Mann noch im Nachhinein derart, dass ich ungerührt weitergehen würden, wenn jemand ihn zu töten beabsichtigte - Punkt.“

Nicht, dass ich ernsthaft beunruhigt war, aber irgendwie stört es schon arg, wenn jemand mit dem Begriff des Mordens so leichtfertig umgeht. Dennoch ist es gut, sich auch in kleinen Dingen auszusprechen.

„Und das Universum,“ erinnerte ich ihn, „rückt wohl in immer weitere Ferne?“

„Nein, mit Nichten. Mein Priester wurde aufgerufen und ehe er sich mit dem klinischen Weiß vermischte rief er mir noch zu, er werde mich aufsuchen.“

Als er herauskam musste ich hinein, musste meinen Pippi zeigen, Frau Doktor verdrehte die Augen, und ich bekam eine Spritze verpasst, die einem Ochsen zum Tageshelden erkoren hätte – und zwar genau in einen Nerv hinein, oberhalb vom Po. Ob die mir mein Lotterleben abgewöhnen wollten oder es einfach Unfähigkeit war, habe ich Leider nicht erfahren.“

„Du Armer, aber verdient hattest Du es schon – oder? Ich vermute, sie hat Dir einen Klapps auf den Po gegeben und gesagt: <<Do you hear me? Six days no sex!>>

Wie kann man nur so lachen wie dieser alberne Jan. So mitreißend, dass alle Leute sich umdrehten und zusahen, bis Jan sich demonstrativ die Hand vor den Mund legte, und extrem künstlich verlegen schaute, dass nun die Leute über seine Faxen lachen mussten. Er genoss das sichtlich.

„Und d er Priester hat Dich aufgesucht?“

„Tatsächlich. Er kam tatsächlich aus seiner ersten in die dritte Klasse herüber, traf mich auf dem Oberdeck an. Es war ein schöner Sommertag. Er lud mich zu einem Drink in die erste Klasse ein. Ich bedankte mich artig und bat ihn, sich einfach zu mir zu setzen und sich einen Drink zu bestellen, wenn er denn wolle. Er sei, so gestand er bald, auf der Suche nach einer Übereinstimmung von Gott und den modernen Erkenntnissen der Forschung im allgemeinen.“

Er habe keine technische Vorbildung, aber es interessiere ihn sehr und er beklage, dass er sich mit keinem Menschen in seiner Umgebung darüber unterhalten könne. Gott zu verstehen, hieße für ihn

auch, die Welt so weit zu begreifen, wie es nur irgend möglich sei.

Um was es denn nun ginge, fragte ich ihn, merkend, dass er etwas auf dem Herzen hatte. Ja, er habe sich mit dem Studium über den viel beschworenen Urknall befasst, - und dies würde in seiner Umgebung nur ungern gesehen – und somit auch mit der Entstehung der Welt, - sozusagen als Hobby, aber es lasse ihn nicht los. Er habe schon einiges gelesen, habe aber nicht so sehr viel verstanden; es geistere also nun in seinem Kopf herum, dass er glaube, dass er diesen Gedanken nur los bekomme, wenn er sich mit jemanden austauschen könne – und da frage er sich, ob ich dazu bereit sei.“

„Eine Frage Jan, ich halte es nicht mehr aus. Hat er Dir nicht doch Avancen gemacht?“

„Keine Spur. Nicht die Bohne. Ich fürchte eher, er wurde strafversetzt, weil er aus Versehen die Geliebte seines Priors gebummt hat oder einfach nur die Korruption im Vatikan beklagt hat...“

„Jan – mon cher...je vous en prie...“

„Ja, das weiß ich doch auch nicht; jedenfalls war er kein Anmacher für Buben oder Männer, nein, - nein.“

Wie immer war der Abend spät geworden und Jan brachte mich zur U-Bahn. Ich bettelte um einen Kuss, und bekam ihn auch. Verhalten. Verhaltene Küsse verlangen nach mehr, so wie die bekloppten Negerküsse, an denen man sich zu Tode fressen könnte.

„Jan?“

„Ja.“

„Ich möchte Dich haben. Ich vermisse Dich.“

„Das ist schön, dass Du das sagst. Aber wir sollten vernünftig sein, Du und ich. Du hast dem Horst versprochen, in mir nur einen Freund zu haben.“

„Es fällt mir aber arg schwer. Und wenn ich von Dir träume, so wie ich träume, dann habe ich ja den Horst bereits betrogen. Wo ist da der Unterschied?“

Er kicherte leise. „Der Unterschied ist so groß, wie Jesus am Kreuze in Messing gegossen und lebendig im Himmel.“

Blödsinn, hätte ich wohl sagen mögen, aber das hätte die Stimmung verdorben. Ich sagte auch nichts und wurde mit einem wahren Kuss belohnt.

„Ich werde morgen früher frei machen und um 16⁰⁰ zu Hause sein. Ich werde nicht fragen, wer denn da klingelt, wenn es klingeln sollte. Ich werde einfach aufmachen.“

*

Als ich nach Hause kamen saßen meine beiden Männer vor dem Fernseher und sahen sich einen Tatort oder eben etwas ähnlich Schreckliches an.

„Wie kannst Du den Leo diesen Film sehen lassen?“, monierte ich.

Der Horst schaute auf, bat um Ruhe, und der Leo machte: „...tschss, mammi...“

Gibt es das, fragte ich mich. Da macht sich der Horst zum Kumpel seines Sohnes?

„Ich habe dem Leo versprochen, etwas schauen zu dürfen, bist Du halt kommst. Konnte ja nicht spät werden...- nicht wahr?“

Aha, zwei Klappen mit einer Fliege – oder umgekehrt? Der Leo wird also in dem Maße verwöhnt, in dem ich nicht nur bestraft sondern auch für alle Zeiten daran erinnert werden soll, früh genug nach Hause zu kommen?

„...runter gespieltes Filmchen...“, wiederholte der Leo die schlaue Aussage seines Vaters, die er wohl vorher aufgeschnappt haben musste.

Schöne Zustände hier, die der Horst mir da wohl bewusst präsentiert.

Ich setzte mich, und verfolgte das *Filmchen* eine Weile. Mir gingen die klugen Worte meines Sohnes durch den Kopf, und ich musste innerlich lachen ob so viel Scharfsinn – auch wenn es geklauter sein mochte.

Und in der Tat, ein Filmchen. Herunter gedreht, schlecht gesprochen, einfach ohne Liebe gemacht. Und ich dachte an Jan, wie der denn nun urteilen würde, dieser Zyniker? Und ich hörte ihn förmlich sprechen: <<...die können es nicht, die Deutschen. Die Amis hätten jede Szene x-mal geprobt, bis sie sitzt, bis sie das Theater-hafte verloren hat. Und außerdem – die Leute sprechen den Text doch tatsächlich, während sie da spielen. Das funktioniert nicht. Du kannst nur eines, Text oder Mimik – nicht beides. Ich kann auch nicht ein Projekt leiten und dann noch Detail 'Arbeit machen – das – geht – nicht!>> Und auf die Frage, was sein Vorschlag wäre, würde er sicher antworten: <<...synchronisieren...- sich dabei auf den Text konzentrieren. Aber die haben ja gar keine Mittel dafür, für diese Oma-Unterhaltungs Filme...“

Und dann versuchte ich erst einmal, die kleinste Oma der Welt ins Bett zu bugsieren, was aber nicht ohne Kompensation in Form einer kleinen Geschichte abging. Geschichten. Geschichten. Alle wollen nur Geschichten.

Bei Jan zuhause

Sechzehn Uhr und mir zitterten die Knie. Ich klingelte bei Jan und die Türe öffnete sich. Treppenhaus, Aufzug, kein Mensch kümmerte sich um mich. Dritte Etage, die Wohnungstür stand offen, ich trat ein, die Türe schloss sich. Jan kam dahinter zum Vorschein, nahm mich ohne ein Wort zu sagen in die Arme. Und dann: „Hoffentlich verzeiht uns das der liebe Gott“, flüsterte er mir ins Ohr. „Wir haben eine Stunde Zeit, dann kann die Franziska aufkreuzen – frühestens.“

Welch eine Wohnung. Esszimmer und Wohnzimmer getrennt, bestückt mit lauter antiken Möbeln. Mir verschlug es erst einmal den Atem. Erst beim zweiten Hinsehen entdeckte ich einen Touch von Art Deco. Eine *chaise longue* fiel mir auf und einen dazu passenden Sessel sowie ein Tischchen. Ich werde noch öfter hier sein und mich so daran gewöhnen, bis es auch mir heimelig sein wird.

Wir hatten somit nicht viel Zeit für die Vorbereitung einer Liebe, meiner Seele und meines Körpers, keine Zeit für eine Entspannung. Die Wäsche von uns beiden verteilte sich fliegend über den Boden, Jan riss das Oberbett weg, warf mich hinein, nahm sich wenig Zeit zum Schmusen, bevor uns der Himmel der Liebe aufnahm. Wir erlebten beide eine seltene Intensität des Seins.

Hatte ich mich in seinem Ferienhaus wie in der totalen Einsamkeit gewöhnt, hatte mich gehen lassen können, so musste mir nun der Jan den Mund zu halten. In Häuserblocks wie diesem, sagte Jan, hört man morgens, wenn die einen aufhören, und die anderen, wenn sie beginnen....

Aber wir bezahlten auch für unsere Untat: Dieser Himmel spuckte uns alsbald aus seinen Gefilden wieder aus, entließ uns zwar mit körperlicher und wenig seelischer Zufriedenheit.

Wir verließen das Haus getrennt im Abstand von fünf Minuten. Einer ging aus dem Haus kommend nach links, der andere nach rechts. Wir trafen uns wieder am U-Bahn Gleis. Fuhren mit der gleichen Bahn, immer noch Distanz wählend, in die Stadt. Erst dort nahm mich Jan in den Arm, gab mir einen Kuss. Ich entspannte mich zum ersten mal nach fast zwei Stunden. Jan lachte, kicherte, wie ein kleiner Junge, der eine Wurst gestohlen hat.

Oh, Herr. Ich hoffe, Du hast beiseite geschaut; oder - hast Du das *so* gewollt? Heute denke ich, diese Intensität, dieser *Kick*, wie moderne junge Leute heute sagen, ist Gott-gewollt. *So* soll es sein, wenn junge Leute auf einander treffen, um den Familien-Ältesten zu zeugen, einen Buben eben! Nein, ihr Sauertöpfe, ihr könnt das anders sehen, aber ihr würdet nur traurige Gestalten erschaffen – Prediger vielleicht. Wenn schon nicht Euer Gott – dann eben die Natur – hat das *so* und nicht anders gewollt.

*

Wir schlenderten in die Rieger-Passage. Ich hatte es dem Horst auch so angemeldet. Er hätte uns dort so antreffen können, wenn er wollte. Er war zwar etwas betreten gewesen, akzeptierte es aber schließlich.

Jan bestellte uns ein Glas Rotwein und etwas zu essen. Jan bestand darauf.

Wir sprachen noch über mein Post-Abenteuer-Abenteuer und Jan gab mir doch zu bedenken, dass wir es doch besser sein lassen sollten mit unserer Freundschaft, oder wenigstens mit unseren Intimitäten. Er würde mir auch so ein guter Freund bleiben, wie immer ich mich entscheiden würde.

„Jan?“

„Ja?“

„Bring mich auf andere Gedanken. Erzähl mir etwas von Deinem Universum? Habe ich mir das nun nicht doch hart verdient – oder?“

„Ja, hast Du dir verdient. Und ich auch?“

„Bist 'n Lieber... - und 'n Guter. Komm sei mutig.“

Jan lachte. „Danke, und nun iss 'was, sonst dauert es noch eine Weile länger.“ Und dann nötigte er mich, etwas zu essen. „Also, es geht los. Aber ganz kurz machen kann ich das nicht. In Ordnung? Hmm?“

„Gut.“

„Also, er (der Priester) betonte noch einmal, dass ein jeder seinen Gott dort suchen müsse, wo er ihn zu finden glaube, und das hieße eben für jeden, auf seinem ihm zur Verfügung stehenden Niveau. Und dabei dürfe man keine Angst haben, Gott zu verlieren. Gott sei überall dort, wo sich für jemanden die Wahrhaftigkeit offenbare, und das sei für jeden verschieden. Ob es sich nun in den Vorstellungen schlichterer Gemüter spiegele oder ob es um die Suche nach der Entstehung des Universums gehe.

Und da sei wohl eher das Letztere sein Anliegen, fragte ich ihn.

Er nickte und fährt mit seiner Erzählung fort : <<Ich habe mich etwas mit diesem Problem beschäftigt, und es macht mir Mühe, es zu verstehen. In meiner Umgebung ist die technische Version der Schöpfung der Welt ein Teufelswerk. Man sperrt sich dagegen ähnlich wie gegen die Erkenntnisse von Galileo Galilei. Ich bin da im Hader mit meiner Kirche. Ich komme so natürlich nicht weiter. Und darüber nur lesen, dass bringt es nicht, es ist zu wenig oder zu kompliziert. Aber mir ist es schon ein Anliegen, dass die Bibel noch interpretierbar bleibt.>>“

Wie er das denn meine, fragte ich ihn.

Ja, er, der Priester, sehe keinen Sinn darin, an der Grundsätzlichkeit der Bibel zu zweifeln. Er sei bereit, sie als als Metapher zu begreifen, aber nicht als Märchen.

Aha!

„An denen Kinder ihren Geist schulen sollen wie Katzen ihre Krallen“, wandte ich ein.

<<Ja, gut.>>, sagt er. <<In der Bibel steht, *am Anfang war das Wort*, aber das hilft mir nicht weiter, ich komme nicht über diesen Punkt hinaus.>>

<<Und,>> sagte ich, <<*das Wort war Gott und Gott sagte, es werde Licht, und es ward Licht.* Stimmt das?>>

<<Ja, in etwas so.>>

<<Ja, und dann sind wir schon beim Urknall. Von dem keiner etwas weiß – außer Gott.>>

Sein Gesicht hellte sich auf.

Guy und Armand hatten sich zu uns gesellt. Kleine Vorstellung der Herren, kleine Erklärung, worum es uns bei der Unterhaltung ging.

Von Guy hatte ich Dir erzählt. Armand war der junge Spanier...“

„...der mit dem *RRR* hinter dem *A...*?“

„RRRichtig. Ein hübscher Kerl, etwas weich, ein bisschen am Rande des Männlichen.“

„Jan, Du schweifst ab.“

„Ja, gut. Aber ich dachte, Du wolltest eine Geschichte hören. Denn was ich eigentlich zu sagen habe, das geht auf eine Postkarte. Willst Du, dass ich mich doch kurz fasse?“

Nein, das wollte ich eigentlich auch nicht. „Du hast recht,“ sagte ich, „aber ich bin natürlich gespannt auf Deine Geschichte.“

„<<Also,>> fuhr der Priester fort: <<Denn nach dem, was ich von den Geophysikern gelernt habe, soll sich möglicherweise das Universum vor dem Urknall so zusammen gezogen und in einem Punkt vereint haben, dass eine Energiekonzentration entstanden sei, in der es keine Materie sondern nur noch Energie gegeben habe. Können Sie sich das vorstellen?>>, fragte er, sich an uns drei wendend.

<<Ehrlich gesagt, kann ich das nicht,>> sagte ich. <<Wenn das Universum vor dem Urknall so wie das heutige oder ähnlich ausgesehen haben soll, dann ist es nur schwerlich vorstellbar, dass es in einen einzigen Punkt konzentriert zusammenfällt. Denn es müsste sich beim Zusammenfallen genauso verhalten wie bei der Ausdehnung – d.h. natürlich umgekehrt.

Das halte ich als Laie für unwahrscheinlich. Das jetzige Universum müsste zum Stillstand kommen ähnlich einem Ball, den man hoch wirft, und dann auf der gleichen Bahn zurückfallen. Das tut er nicht. Unter ihm dreht sich die Erde weiter; Coriolis-Kräfte verändern seine Bahn. Aber, wenn man das für einen einzigen Ball gelten ließe, so gilt dies für eine Horde von Bällen, die sich z.B. drehen und untereinander gravimetrisch beeinflussen, auf unterschiedliche Weise der Coriolis Kräften unterworfen sind, noch weniger. Von Sternen, die aufpoppen und zusammenfallen gar nicht zu reden.

Wenn also diese Massen des Universums sich wirklich wieder dem Ursprung zu bewegten, dann wohl eher nicht in einem einzigen Punkt sondern in Form einer gigantischen Wolke, in der aber kaum alle Materie in Energie – und zwar restlos – verwandelt würde, aus der dann ja wieder neue Materie entstanden sein soll.>>

<<Wo hast Du denn nur diese Hypothese her, mein lieber Jan?>> fragte mich der Guy.

<<Nirgendwo,>> sagte ich, <<ist nur so eine Idee.>>

<<Also,>> warf Guy ein, <<das Ganze ist doch ausgesprochen hypothetisch. Keiner weiß doch etwas darüber, alles ist Spekulation, und wenn es dafür Berechnungen geben sollte, dann kann es sich nur um Schnipsel in einer langen Kurven handeln. Eine solche Regressions-Analyse wirkt aber wie ein Hammer auf ein Ei, will sagen, sie ist nicht besser als die Menschen, die sie gemacht haben. Ist vielleicht banal, aber wie sagte schon Einstein? *Soweit die Mathematik exakt ist, beschreibt sie nicht die Wirklichkeit, und soweit sie die Wirklichkeit beschreibt, so ist sie nicht exakt.* Das zum einen. Dann zum anderen, gebe man uns doch einmal eine halbwegs plausible Erklärung über die Herkunft all' dieser Energie!? Bis dahin ist doch alles nur wissenschaftliche Clownerie. Die Astrophysiker können nicht einmal die gravimetrischen Wechselwirkungen mehrerer Planeten zueinander berechnen – aber den Urknall bestimmen...das wollen sie schon können? Hm?>>

Der Herr Pfarrer schaute arg verduzt und ein bisschen belustigt drein.

<<Aber die Physiker können doch hinreichend genau errechnen,>> meldete sich nun Armand, <<dass der Ursprung des heutigen Universums, wir Laien wissen ja nicht, wie genau, aber doch ziemlich sicher aus einem Punkt gestartet sein muss.>>

<<Sie wissen nicht einmal, ob das Sonnensystem stabil ist, oder dem lieben Gott bald um die Ohren

fliegt. Aber zurück zu Deiner Frage: Es würde wohl auch besagen, und das ist nicht vorstellbar>>, meldete sich der Guy, <<dass das Weltall relativ klein und endlich ist...!>>

<<Wieso...>>, fragt der Armand erstaunt.

<<...und kugelrund sein muss...!>>

<<...wieso das?>>

<<...weil sonst, ganz einfach..., ganz einfach..., die abgestrahlte Energie verschwände – auf Nimmerwiedersehen, und nicht für einen Neuanfang zur Verfügung stünde....? - Na?>>

<<...Hmm? Nicht in dem Maße des Anfangszustandes ...?>>

<<War gut?>>, lobte sich der Guy selber und vervollständigte: <<....ist egal. War so daher gedacht. Vergesst es einfach.>>

<<Gut,>> sagte ich, <<schön, wirklich, schön. Aber dann lasst doch einmal die Vorgeschichte weg und der gängigen Hypothese halber das Universum aus einem Punkt starten, Energie total, - was passierte dann?>>

Und der Priester nickte: <<Ja, was passierte dann?>>

Die beiden anderen schienen sich etwas auszukennen, ich meine für Laien mittlerer Bildung, denn das waren wir ja allesamt. Also:

<<Es entstanden erst einmal die Ur-Teilchen, also die, die erst noch die Materie formen sollten: Protonen, Neutronen, Elektroden und alles, was die Wissenschaftler sonst noch suchen. Die Wissenschaft spricht in der Zwischenzeit von Quarks und Higgs, die sie sich nur anhand von Berechnungen vorstellen können, usw.. Zu Materie kommt es erst, nachdem sich diese Teilchen sich zusammen gefunden haben werden.>>

<<Also, muss man sich das so vorstellen: Energie kondensiert zu Materie wie Dampf zu Wasser, ist das richtig, Guy?>>, fragte der Pfarrer.

<<Ja, ich denke. Zuerst zu einem Nebel aus Neutronen und Protonen, und dann mittels der Elektronen zu den Tropfen, wie wir sie kennen, den Atomen wie Wasserstoff und vielleicht Helium, und erst viel später dann unter anderen Bedingungen vielleicht zu anderen Atomen, aus denen schließlich Moleküle wie Wasser entstehen kann, vielleicht. Ich denke mir das so.>>

<<Aber bis zum Wasser ist es sicher noch eine Weile hin – oder, Guy?>>

<<Ja, sicher.>>“

Der Herr Priester war wohl ganz vom Guy angetan; denn das war etwas, das er sich vorstellen konnte. Zum ersten mal schien sich all das Gelesene zu einem einfachen Bild zu verdichten, auf das er gewartet hatte. Das Bild muss ja nicht stimmen, es muss vorstellbar sein so wie die Wetterkarte, die wir in Frankreich kennengelernt hatten: <<Gerlinde, komm', Tele-Franz gucken...>>, hatte Jan gerufen. Die Vorhersage war so gut oder falsch wie die in Deutschland wohl auch; aber die Darstellung war fantastisch einfach und einleuchtend. Aber gemessen daran, war die Vorhersage natürlich *krotten falsch*.

„<<Das heißt aber,>> sagte er dann, <<bei diesen Teilchen muss es sich doch dann noch um Energie handeln, wenigstens teilweise..., vielleicht auf einem geringeren Niveau; denn für weitere Fusionen muss ja noch Energie übrig bleiben?...Also ein Hybrid aus schon Masse und noch Energie?>>

Also der Mann war super. Der dachte mit, kombinierte Gesagtes mit seinem Halbwissen und brachte echte Klöipse in die Diskussion mit uns anderen Halbwissenden.

Und fährt dann fort: <<...Massen, die sich gegenseitig anziehen, oder für die man Kräfte benötigt, um sie zu beschleunigen?>>

<<Ja, richtig, was ist überhaupt Masse?,>> warf Armand ein, <<es sind schließlich Teilchen, die sich gegenseitig anziehen – oder bedingt auch abstoßen. Welche Kräfte sind dafür verantwortlich, dass sich die Teilchen über weite Strecken anziehen wie Magnete? Was mich beschäftigt, das ist...>>,>>

und nun kommt der eigentliche Gedanke, den ich Dir unterbreiten wollte:

<<...ob nicht entgegen jeder Lehrmeinung eine Restenergie-Suppe in diesem Universum verblieben ist, so wie Molke bei der Buttermilch, in der die Butterkügelchen schwimmen können. Und diese Reste-Suppe könnte doch verantwortlich sein für alle die Erscheinungen, die wir beobachten: Transport des Lichts – Transport des Magnetismus – Transport der Schwerkraft, und...>>

<<...nichts! - Oder doch? Sie könnte dafür verantwortlich sein, dass das Universum in einen einzigen Punkt zusammenfällt. Vielleicht arbeitet das Universum ja wie eine Handgranate, bei dem jedes Stückchen, das weg fliegt, an einer Feder hängt, so dass die Granate sich wieder zusammensetzt, nach dem Fliehkraft und Federkraft im Gleichgewicht sind?>> ergänzte Guy.
<<Diese Idee würde alle Probleme lösen. Alle Hypothesen über Photonen und sonst vermutete Teilchen entfielen?>>

<<Nicht Nichts>>, reklamierte Armand, <<die Wissenschaft vermutet – aus ihren Berechnungen, ja wohl, Restenergie und auch Restmaterie im All.>>

<<Gut,>> räumt da der Guy ein, <<haben wir mit Deiner Hypothese gleich mit erschlagen.>>

<<Und>>, so der Armand weiter, <<wenn ich meine Hypothese noch ergänzen darf, meine Herren. Was ich meine ist, das man diese Buttermilch mit dem Begriff Äther belegen könnte, der ja von der Wissenschaft gelehrt wird.

Man solle die Beweise gegen die Existenz des Äthers noch einmal unter heutigen wissenschaftlichen Gesichtspunkten untersuchen. Vielleicht sind wir von lauter Energie umgeben wie Fische im Wasser und merken es nicht.>>

Also, unser Priester schien ganz begeistert zu sein. Ich unterstelle ihm nicht, dass er glaubte, oder guthieß, was da so laienhaft philosophiert wurde, aber ihm gefiel sichtlich, die Leichtigkeit der jungen Leute, anschauliche Bilder zu erzeugen. Ob das nun der Realität entsprach oder nur entfernt oder gar nicht, das war ihm wohl nicht so wichtig. Er hatte etwas hinzugelernt, und eine Antwort auf seine Fragen gefunden, zu der sich kein Wissenschaftler in dieser Form hätte hinreißen lassen.“

„Und das war es schon?“

„Nein, pass auf, jetzt kommt der Hammer aller Hämmer: <<Gut, schön,>> sagte der Priester, <<alles sehr schön für einen Laien wie mich. Alles schöne Erklärungen, aber eine Hypothese hätte ich gerne noch kennen gelernt...>>, er zögerte, sah uns an, etwas verschmitzt, etwas süffisant, ganz der erhabene Priester, den man doch auch gerne in einem solchen Mann sehen möchte: <<...es sage mir einer, wo denn in Gottes Namen die Energie herkommt? Die Energie zu diesem Urknalls, egal, ob es einen oder unzählige Urknalle gegeben haben möge? Egal, ob es ein Universum und unzählige Universen gibt?>>

Ja, das nun, schien die Fragen aller Fragen zu sein. Woher kommt diese Energie. Und wenn das keiner sagen kann, sich keiner vorstellen kann, dann, nun, dann gab er sich die Antwort selber:
<<Seid ihr einverstanden mit der Metapher, dass in dieser Energie sich Gott manifestieren könnte?>>
>>

Peng! Alle schauten sich an und gleichermaßen dumm in die Runde. Ja, sagten wir schließlich alle, ja, schön, das könne man vielleicht so sehen, ja, wenn man so wolle, ja, dann könne man das so sagen....

<<Ja, >> „sagte einer der Jungs, ich weiß nicht mehr wer,“ <<vielleicht ist es ja so, dass es so viele Urknalle gegeben hat, dass selbst Gott sich nicht mehr daran erinnern kann?>>

Aber er fand kein Echo bei unserem Gast.

Na endlich, endlich hatte unser Priester etwas an der Hand, mit dem er leben konnte, und das ihn mit gutem Gewissens ermächtigte, auch weiterhin die Schöpfungsgeschichte zu lehren – als Metapher eben. Und wer weiß, vielleicht dachte er schon daran, dass eines Tages auch alle diese Hypothesen nur noch als Metapher gehandelt werden würden. Vielleicht auch, dass er über den relativierten lieben Gott nachdenken würde.

*

Wir plauderten dann noch ein bisschen mit dem Priester über dies und das. Ich weiß nicht mehr. Sicher gab er uns noch einen aus. Aber eines denke ich schon, nämlich dass solche Unterhaltungen zu Denkanstößen beitragen, die dich ein Leben lang beschäftigen...“

„...klüger und weiser werden lassen...? Die Synapsen stärker vernetzen...? Die Anzahl der logischen Verbindungen erhöhen...?“ Ich hatte da etwas aufgeschnappt, und mochte es nun hier darbieten.

„So denke ich, ja. - Gerlinde, das war's. Bist Du nun zufrieden?“

„Hast Dir Mühe gegeben. Danke, aber ich bin mental noch ganz außer Atem. Ich werde sicher noch einmal auf das eine oder andere zurück kommen.“

„Be my guest..., chère Linde.“

Ich war wirklich erst einmal erschlagen von all diesen Erklärungen und holte tief Luft.

„Meinst Du,“ der Priester war so naiv, wie Du ihn geschildert hast?“

„Darüber habe ich nie nachgedacht. Ich hatte diese Geschichte bald vergessen. Du meinst, ob er vielleicht mehr wusste, als er zugab?“

„Ja, und ob er Euch nicht doch als Testpersonen missbrauchte - für seine eigene These?“

„Verschwörungstheorie? Lass hören! Ausschließen würde ich nie nichts.“

„Ich denke, ihr wart ja sozusagen die Oberschicht seiner Klientel, anhand derer man gerne seine These ausprobieren konnte...“

...seine Krallen schärfen konnte....?“

„Bist 'n Schatz. Aber wo, bei all dieser Geschichte ist jetzt die Überlegung, die Du hier auf Deiner Terrasse angestellt hast?“

„Ja richtig. Habe ich ganz vergessen. Nun, ich denke darüber nach, ob es überhaupt eine Masse gibt. Ob nicht alles Energie ist und die sogenannten Massenkräfte, oder besser Kräfte zwischen das, was wir halt Masse nennen, auch die Beschleunigungskräfte also, usw., nicht doch nur Energie-Varianten sind, sozusagen unbefriedigte Energie-Zustände in der Ur-Energiesuppe – so wie die Armand'schen Butterkügelchen in der Armand'schen Buttermilch, - sozusagen.“

„Willst Du sagen, uns gibt es gar nicht, wir seien nur etwas Virtuelles?“

„Ja, darauf läuft es wohl hinaus. Nein, - eigentlich doch nicht, das muss nicht virtuell sein. Das kann ganz real sein. Nur die Vorstellung darüber müsste man ändern. Durch uns gehen Energie-Strahlen hindurch wie Licht durch eine Glasscheibe. Haben wir das eigentlich schon begriffen?“

*

„Hm! - Hast Du den Priester noch einmal gesehen?“

„Ja, er kam noch einmal zu uns, bevor wir Santos erreichten, spendierte uns einen Drink, und verabschiedete sich, wünschte uns *multo couragem* – und wir ihm auch. Ja, das war wohl alles. Nein, da fällt mir ein. Der Armand hatte eine Frage auf dem Herzen, die er noch gerne loswerden wollte:

„Herr Pfarrer, ich hätte da noch eine Frage, vielleicht eine persönliche...“

„Nur zu“, bekam er als Antwort.

„...ich bitte um Nachsicht, aber wann hat man schon einmal solch nahen Kontakt mit einem Kleriker? Also: Wie sehen Sie die Zukunft für das Zölibat? Wird man das lockern? Wird sich etwas daran ändern?“

„Nein, oder - ich hoffe nicht. Ein Priester ist ein Hirte, nur für seine Schafe da. Lässt er sich durch weltliche Dinge ablenken, kann er diese Verpflichtung nicht nachkommen – aber das ist nur eine Seite des Themas, es gibt viele andere. Ein Argument sollte für jeden Laien verständlich sein: Ich frage Euch, was passierte denn, wenn ein Priester Kinder hätte...?“

Wie sahen uns etwas dumm und verlegen an. Dann ergriff der Guy das Wort und sagte so etwas wie, dass diese dann wohl auch Priester werden wollten...

„Genau das ist es“, gestand unser Pfarrer, „wir würden einen Clan, eine Kaste schaffen! Das aber wollen wir nicht.“

„Es könnte gefährlich für das System werden und zu einer Ablehnung durch die Gläubigen führen“, fuhr der Guy fort, und der Priester nickte stumm. „Aber“, fuhr der Guy fort, „da habe auch ich noch eine letzte Frage – darf ich?“

„Nur zu.“

Bevor ich fortfahre habe ich doch ein paar Anmerkungen zu machen. Etwas hatte der Priester nicht angeführt, nämlich dass ein verheirateter Priester seinen Nimbus als Vermittler zwischen den Menschen und ihrem Gott verlieren würde, eine mystische Eigenschaft, auf die kein Schamane verzichten kann. Und – dass die meisten, die sich dieser Aufgabe berufen wöhnen, eher hormonell behindert sind und sich kaum zum gegenteiligen Geschlecht hingezogen fühlen. Aber was er sagte bezüglich Kaste ist sicherlich richtig, man studieren nur die Probleme, die die Kinder des Borgia Papstes aufgeworfen haben.

Der Guy, der Freche, der Kluge, der Listenreiche.

Alle hielt den Atem an und dachten wohl, der Guy würde auf die Sexualität im Zölibat zu sprechen kommen. Aber nein.

<<Ich bin gut katholisch erzogen und aufgewachsen. Aber ich habe in vielen Dingen Zweifel an dem, was uns da so beigebracht worden ist. Bitte, sagen Sie mir aufrichtig, glauben Sie an alles das, was da von der katholischen Kirche verkündet wird? Oder doch auch nur zum Teil?“

Blöde Frage, dachte ich damals. Wie kann man einen Priester nur solch eine Frage stellen. Was soll er darauf schon antworten. Aber unser Freund war wohl etwas ganz besonderes. Er schaute den Guy mit großen Augen an, wippte den Kopf hin und her. Dann fragte er ihn, ob er, der Guy, ein intelligenter Mann sei, und beantwortete die Frage gleich selber:

<<Sind Sie, sind Sie>>, wiederholte er, <<mit Ihnen kann man sicher reden, und verraten werden Sie mich auch nicht. Also, mein lieber junger Mann: Die Kirche hat, das heißt sie hatte in der Vergangenheit mehr denn heute, außer den Leuten Trost zu spenden, egal was die absolute Wahrheit betrifft, eine Ordnungspolitische Aufgabe. Vergessen wir das nicht. Dem *Wort* dumm ergebene Priester waren in der katholischen Kirche nie sonderlich gefragt – übrigens, dies gilt mehr noch als in der protestantischen Kirche, wo das *Wort alles* zu sein scheint.>>

Aber der Guy war ja auch nicht auf den Kopf gefallen.

„Das verstehe ich ja alles sehr gut“, antwortete er, „Aber bitte, Sie haben meine Frage n. schwierig. Sagen Sie mir bitte, was Sie unter *Gott* verstehen. Dann will ich Ihnen die Frage beantworteten...“

Wir hatten das schon einmal, bei Einstein. Das war so klug wie perfide. Guy meinte sicher den Gott, der in der Kirche gepredigt wird. Ja, richtig, welcher Gott ist denn das? Es gibt so viele Deutungen in der Bibel, dass man sich trefflich streiten könnte.

Der Guy antwortete ihm in dem Sinne und der Priester antwortete darauf auch in dem vorgenannten Sinne. Doch dann fragte der Weise Mann den Guy:

Guy, sagen Sie mir, wie sehen Sie den Begriff Gott. Sie scheinen sich ja damit befasst zu haben!“

Der Guy zögerte nur einen Augenblick, doch dann antwortete er völlig überraschend:

„Ich sehe den Begriff Gott und damit die Schöpfung ganz anders. Meiner Meinung haben wir uns aus den Urbakterien entwickelt, die man gefunden haben will. Jedenfalls gibt das für mich ein schlüssiges Bild. Ein Mikroorganismus, das im Weltall vorhanden ist wie Sauerbakterien bei uns in der Luft, und die fähig sind, dass sich aus ihnen alles entwickelt...“

„Würmer, Schnecken, Fische, Dinosaurier und so weiter?“

„...ja.“

„Man kann sich so etwas vorstellen. Völlig legal. Man muss aber dann auch eine Erklärung parat haben für eine schlüssige Entwicklungs-Abfolge. Die Dinos waren voll entwickelte Wesen wie wir. Wahrscheinlich auch schon die Würmer. Sie benötigten Darmbakterien wie wir auch. Sie benötigen alle Nahrung. Und so weiter. Ein sehr komplizierter Vorgang. Wie soll das alles von statten gegangen sein?“

„Ja, genau darüber habe ich mir Gedanken gemacht auf dieser Fahrt. Ich denke, das das sehr wohl möglich ist, wenn das Bakterium nur recht vielseitig in seinen Entwicklungsmöglichkeiten ist. Denn aus sich verschieden entwickelnden Bakterien, die ja mit den einfachsten Elementen zufrieden sind, die es auf einem erst einmal toten Planeten vorhanden sind, entwickeln sich gleichzeitig Neue Wesen und deren Nahrungsmittel. Das scheint mir der Schlüssel zu sein.“

„Also, ein Bakterium entwickelt sich zum Kannibalen seines Nachbar-Bakteriums, überlebt, entwickelt sich weiter. Ein anderes entwickelt sich so, dass es diesem dienlich ist. Und so weiter?“

„Ja, ganz genau so. Das ganze Programm, wie wir es heute sehen können, entstand mit diesem Bakterium – im Grunde, denke ich, sind wir nichts anderes – nur größer.“

„Interessant“, sagte unser Freund, der Priester, „interessant, so habe ich die Welt noch nicht gesehen. Ich werde darüber nachdenken. Ich verspreche es Ihnen.“ Und dann dachte er einen langen Augenblick nach. „Ja! Ja, ja. Ich glaube, wenn Sie denn damit Recht hätten, dann würde sich nicht so viel ändern, wie man glauben könnte. Es ist eine Lebenserfahrung von mir: Je mehr man nachdenkt, je mehr man erfährt, je mehr man schließlich weiß, desto mehr muss man die Schöpfung umgestalten, in die Vergangenheit verlegen, das Bild abändern; aber an dem abstrakten Bild, das wir von Gott haben, ändert sich dadurch nichts.“

Und er sagte diesen letzten Satz sehr nachdenklich wie eindringlich, so als wolle er sagen: *'macht Euch nicht zu viel Gedanken, wir ändern dieses System nicht, das uns da in die Hände gegeben wurde!'*

Ich denke, er hätte auch sagen können *'das uns da in die Hände gefallen ist...'*

Er nahm den Guy herzlich in die Arme, drückte ihn fest, ihn dabei freundschaftlich auf den Rücken zu klopfen.

Ja, ich glaub', das ist das Letzte, woran ich mich in diesem Zusammenhang erinnern kann.“

*

Als ich nach Hause kam, es war schon spät.

Ja, ich hatte den Jan heute Abend nach dem Training getroffen, und wir hatten uns gut unterhalten. Obwohl der Horst kein Naturwissenschaftler ist, interessierte ihn dieses Thema doch, und wir sprachen noch ein wenig darüber. Aber sein ganzer Kommentar schließlich war: „Gerlinde, das ist ja alles sehr interessant. Vielleicht sprechen wir man später darüber. Aber heute ist mir das zu viel. Bitte pass' auf. Überstrapaziere unsere Ehe nicht. Mach' sie nicht kaputt, um des Leos Willen.“

Hatte er einen Verdacht? Hatte er mich schon wieder überwachen lassen? Ich war nicht zum Training gegangen; ich war bei Jan gewesen, mit ihm glücklich gewesen. Ich hatte mir ein

menschliches Recht erstritten. Erstohlen? Ich ignorierte die Bedenken.

„Horst, eng' mich aber bitte nicht so sehr ein, dass ich anfangs auszuflippen. Ich bin den ganzen Tag sonst mit dem Kleinen zusammen; bei aller Liebe, das ist enorm nervig. Bald geht er in die Schule, und ich werde wieder beruflich tätig sein. Dann können wir uns überlegen, ob wir uns die Aufgabe teilen...? - Gib' mir etwas Raum, und ich versprech' Dir, dass wir alt werden können mit einander....Komm, sei etwas großzügig.“

Der Junge, die fehlende berufliche Aufgabe, Horsts starkes berufliches Engagement...alles ein bisschen viel für eine Frau – bei aller Anerkennung der Arbeit des Mannes.

Hatte ich Jans Taktik übernommen? War denn das fair gegenüber dem Horst? Oder war ich gar perfide, ein solches Totschlag-Argument zu bringen? Und dann musste ich mir erst einmal klar darüber werden, ob ich das denn so ernst gemeint hatte, wie ich es ausgedrückt hatte.

Der Abend klang aus, als sei nichts passiert an diesem Tag. Na ja, - fast nichts.

Die Beinahe Katastrophe

Ein anderer Tag an dem Jan früher frei gemacht hatte und die Sprechanlage seines Hauses ignorierte. Es war schön, es war hektisch. Nein – es war schön!

Hernach holte ich meinen Leo bei der Großmutter ab, wo ich ihn mit der Begründung abgegeben hatte, er möge bitte eine Weile dort bleiben, ich habe noch ein Geburtstagsgeschenk für den Vater zu besorgen. Er hatte mich schon so sonderbar angeschaut, als ich das sagte. War es eine Ahnung meines Sohnes, dass da etwas nicht in der Ordnung war? War es Einbildung? Jan wird später sagen, es habe sicher an meiner Stimme gelegen. Meine Stimme sei bestimmt nicht überzeugend gewesen. Kinder merken das, diese kleinen fast fertigen Wesen.

Verdammt, mit welchem Recht beanspruchen sie eigentlich die ganze Mutter?

Man hat sie hergestellt, man versorgt sie, nein, nicht genug, sie fordern das Maximum an Fürsorge und Aufmerksamkeit und Verfügbarkeit obendrein. Besitzanspruch total – verdammt *chatons*...

Die Mutter hatte begriffen, was ich vorhabe, und – obwohl sie wirklich keine gute Schwiegermutter war, sie riet mir doch tatsächlich, so aus dem Bauch heraus, doch aufzupassen, mich vielleicht doch besser von dem Mann, den sie da vermutete, loszumachen.

Mein Gott, hatte sich alles gegen mich verschworen?

Zu Hause angekommen, der Horst war schon da, ging es in der gleichen Weise weiter. Wo ich denn nun herkomme, wurde ich gefragt. Nun, ich sei bei der Mutter gewesen mit dem Leo. Aha. Gut. - Beinahe wäre es gut gegangen. Aber nein, sagt doch dieser kleine Arsch: Die Mama habe ihn dort abgegeben, weil sie noch etwas besorgen wollte...Hmm? So? Ja was denn? Nein, das sage er nicht. Verschmitzt schaute er drein. Wichtig fühlte er sich. Hätte ich ihm jetzt den Hosenboden verschlen mögen? Bestimmt. Diese kleine Bombe mit kurzer Zündschnur.

Warum, frage ich mich heute, hätte mir der liebe Gott das auch gönnen sollen? Ohne den wirklichen Willen, Kinder zu machen?

Es gibt den Begriff *Situations-Komik*, eine Komik, die man nur in einem bestimmten Augenblick empfindet, weil nur da alle dazu notwendigen Informationen in geballter Form zusammen kommen. Aber einen Begriff für Situations-bedingte subjektive Ungerechtigkeit, der fehlt uns. Warum sollte ich objektiv gesehen, dem Leo böse sein? Und doch wird jeder das verstehen – bis auf den Herrn Pfarrer – vielleicht. Nein, bestimmt nicht. Pfarrer verfügen im allgemeinen über eine enorme Lebenserfahrung und Verständnispotential.

Der Horst schaute mich schief an und verriet, dass er es mir nicht so recht glauben wolle. Verlegenheit stellte sich ein. Der Horst sagte nichts. Später werde ich lügen müssen, es wird weh tun, aber es wird sein müssen. Ich werde gestehen, dass ich Marlene auf einen Kaffee getroffen habe. Ob er wolle, dass ich das dem Leo in dieser Direktheit hätte sagen sollen? Und dann werde

ich noch etwas über Marlene und diesem Jean-Paul erzählen, von dem ich erfahren zu haben vorgab.

Oh, je, Jan, wir werden es lassen müssen. Ich schaffe das nicht!

Ich packte schließlich meine Sachen, machte mich auf zum Training, merkte an, dass ich anschließend noch ein Glas Wein trinken ginge, und ging – zum Training, aber nicht all zu lang.

Kontakt Franziska (4)

Und dank ihrer Worte fiel mir ein, dass es da ja noch einen Stiefsohn gab, wenn man das so sehen wollte.

„Sagen Sie Franziska, ich würde gerne etwas wissen. Es ist mir etwas peinlich, aber auf der anderen Seite haben wir bereits solch vertraute Gespräche geführt.“

„Fragen Sie nur, es gibt keine intimen Fragen...“

„Schön, dass Sie das so sehen. Was war denn nur der Grund, dass er sich so um den Leo bemühte anstatt um ihren Sohn?“

„Oh ja, doch, das ist schon sehr intim – ich meine das Thema, aber ich will versuchen, Ihnen die Frage zu beantworten...“

Franziska bestellte noch etwas zu trinken, bot mir etwas zu essen an, aber ich wollte nichts essen, es war mir nicht danach.

„Ich habe Jan zweimal in Montreal besucht,“ fuhr sie fort, „zweimal sechs Wochen, den ganzen Jahresurlaub und er hat mit mir Ferien dort gemacht, die ich nicht vergessen werde. Jeweils nur zwei Wochen, mehr Zeit hatte er nicht zur Verfügung.“

Als Jan dann relativ plötzlich zurück kam und auch wieder einen Job bei der alten Firma fand, da zog er kurzerhand bei mir ein. In meine kleine Wohnung von vielleicht 65 qm. Und nun beginnt das eigentliche Problem. Meine Mutter wurde nervös ob dieses Eindringlings, der sie ihres Schützlings zu berauben drohte. Denn es war abzusehen, dass wir dort ausziehen. Der Junge, nun schon zwei Jahre älter, war nervös, weil der Jan von ihm etwas verlangte, was von ihm bisher keiner verlangt hatte, und vielleicht auch nur Väter verlangen, oder verlangen dürfen..... Aber er war eben nicht der Vater.“

„Haben Sie ihn dabei unterstützt?“

„Den Jan? Oder meinen Sohn?“

„Nein, den Jan. Ich meine, haben Sie ihren Sohn angehalten, dem Jan zu folgen. Ich meine, sofern der Jan nicht überfordernd war.“

„Ja, das ist vielleicht eine gute Frage. Nein, das habe ich vielleicht versäumt oder nicht genug getan. Das war wohl ein Fehler; ich habe das erst später so gesehen. Aber ich habe es einfach nicht vermocht; es war mir fremd, dass da jemand kam und meinem Sohn sagte, was dieser zu tun und zu lassen hatte.“

„Was war denn das so Schlimmes?“, wollte ich wissen. Ich konnte mir den Jan nicht als strengen, herrschenden Vater vorstellen.

„Nein, eigentlich nichts Schlimmes. Mir sind da nur noch ein paar Bruchstücke in Erinnerung geblieben, z.B. der der Junge möge sich doch wenigstens kurz durch's Gesicht waschen, bevor er direkt aus dem Bett an den Frühstückstisch komme, oder er möge sein Zimmer etwas aufräumen, oder sich nach dem Toilettengang die Hände waschen....u.ä.“

Ich wäre beinahe losgebrochen vor Lachen. Das waren alles Dinge, die die Mutter ihm schon hätte beibringen sollen. Spätestens die Großmutter. Mein Gott, welch ein Irrtum. Ich konnte ein

Schmuzzeln nicht unterdrücken und hatte nur ein *hmm hmm* dafür übrig.

„War der Jan denn dabei laut, ich meine, streng, anweisend. Ich kann mir das einfach nicht vorstellen?“

„Nein. Aber Sie haben sicher recht,“ fuhr sie fort, „heute sehe ich das auch anders. Ich empfand das als einen Eingriff in meinen Kompetenzbereich und reagierte etwas betroffen. Ohne diese Anleitungen vom Jan kommentieren zu wollen, - eigentlich machte er das ganz sanft, wenn ich heute darüber nachdenke - spürte der Junge meine Betroffenheit und reagierte verhalten aufsässig; wissen Sie?“

Ja. Als wollte sie sagen, das müssten Sie doch genau so gut kennen wie ich? Und die Wirklichkeit ist, dass Kinder durch ihr passives Verhalten, durch ihr bewusstes Ignorieren von Personen, eine ganze Familie kaputt machen können.

„Er zog sich zur Großmutter zurück, die ihn in seiner Abneigung gegen äußere Einflüsse nur noch bestärkte.“

Oh je, das konnte ja nicht gut gehen.

„Aber damals – ich konnte einfach nicht besser. Jedenfalls endete das ganze in einer Katastrophe. Jan ließ sich von einer Kollegin, er hatte noch kein Auto, abholen, und zog bei ihr ein – als Untermieter. Dennoch, das war einer der ärgsten Affronts, die er mir geliefert hat.“

„Ist er dort geblieben?“ Ich wusste von dieser Episode nichts, es sollte mich wundern. Ich hätte ihm das nicht zugetraut.

„Nein, das nicht. Er suchte eine Wohnung, und er hatte Glück, er fand eine sehr schöne mit einem wunderbaren Ausblick.“

Ich erinnerte mich plötzlich an Anton, ein Freund von Horst und unser Hauspsychologe, im Gespräch mit ihm über die Beziehungen innerhalb der Familie hatte er mir sein Wissen offenbart, das ich nun hier weitergeben durfte.

„Wissen Sie Franziska. In dieser Konstellation hatten Sie eigentlich von vorne herein keine Chance. Sie, das heißt, Sie und Jan. Kinder bedürfen zweier Bezugspersonen. Mit einer Dritten sind sie hoffnungslos überfordert. Der Fehler lag eigentlich nicht bei Jan, nicht bei dem Jungen, sondern eigentlich bei Ihrer Mutter, die hätte das instinktiv wissen und merken sollen. Sie hätte die kleine Familie fördern und nicht kaputt machen sollen.“

Natürlich lag der Fehler auch im erheblichen Maße bei der Mutter, aber ich wollte hier die Franziska nicht über Gebühr strapazieren. Mütter von Einzelkindern sind ebenso arme Geschöpfe wie diese Kinder auch. Eine Mutter von fünf oder mehr Kindern, die kann sie selber bleiben, sie muss nicht – etwas was instinktiv abläuft – Rücksicht nehmen auf das Kind, das sie einmal im Alter versorgen soll, sich um sie kümmern soll; sie kann diese Kinder mit aller gebotenen Härte erziehen. Und genau das schien mir hier das Problem zu sein. Immer Angst haben und nachgeben, immer schön tun, nur damit das Kind der Mutter emotional nicht entgleitet.

„Ja, ich weiß, auch bei mir. Wir hätten ausziehen sollen. Aber wer hätte dann für den Jungen gesorgt?. Aber so ähnlich wie Sie hat sich auch der Jan ausgedrückt. Er mache dem Jungen keinen wirklichen Vorwurf. Insbesondere als er bemerkte, - was ich eigentlich nicht wahrgenommen hatte, dass meine Mutter systematisch den Jungen indoktrinierte in der Art, dass sie ihm einredete, dass dieser Mann ihm eigentlich nichts zu sagen habe. Schlimmer noch, er, der kleine Junge sei der Hausherr!“

Ist das nicht entsetzlich? Absolut! So etwas kann nicht gut gehen. Aber die Franziska hätte das schon sehen müssen, hätte begreifen müssen, dass eine Großmutter, eine *fast* Schwiegermutter, dem *fast* Schwiegersohn keine Chance lässt. Da besitzen wir Klugheit, Bildung, zivilisierte Manieren, und dennoch will ein Miteinander nicht gelingen. Hat der Jan recht? Ist unser Bewusstsein zu schwach entwickelt? Ist die Evolution mit uns noch nicht fertig? Wie das Namensgedächtnis

vielleicht?

„Und damit war die Beziehung zu ihrem Sohn *geschrottet* oder?“

„Ja. Er war nicht böse zu ihm, nicht beleidigt oder gar Schlimmeres. Aber die Beziehung war kaputt oder zumindest hatte sie sich neutralisiert. Sie fand nur noch auf der Basis von gegenseitigem Respekt statt, so wie Jan glaubte, dass von ihm ein Minimum an Konzession und Contenance zu erwarten sei.“

Auf die Frage, was denn da schief gelaufen sei, hatte der Jan nur eine kurze Bemerkung gehabt, er wollte eigentlich nicht darüber reden.

Er hatte diesem Jungen ein Freund sein wollen, ein Kumpel, und der hatte ihn abgelehnt. Er wollte wohl – so Jan, einen Vater haben, keinen Kumpel, keinen, der ihm gut zuriet, sondern jemand, der ein natürliches Recht darauf hatte, ihm zu sagen, wo es lang geht. Jemand, an dem man sich orientieren konnte, sich anlehnen konnte. Nicht solch einen Larifari-Typ wie diesen Jan dort, der mit seiner Mutter ins Bett ging – ohne sein Vater zu sein – ohne mit der Mutter verheiratet zu sein. Und Jan hatte das auch so empfunden – und sich so zurück gezogen. Gedemütigt und verbittert wird er dem Jungen keine Chance mehr einräumen, sich ihm zu nähern.

„Aber wir wissen, dass das nicht das Ende Ihrer Beziehung war?“

„Nein, aber ohne meinen wirklichen Willen, diese Beziehung nicht scheitern zu lassen, hätte ich den Jan nicht mehr wiedergesehen. Ich bat ihn, ihn besuchen zu dürfen. Er willigte zögernd ein. Ich blieb über Nacht bei ihm, und so entstand eine jahrelange Freundschaft, die nun darin bestand, dass ich sehr oft ihn besuchte, bei ihm blieb, und mein Sohn sich zur Großmutter flüchtete.“

Ja, so kann es kommen. Der Jan hatte nicht das Talent des Wegsehens gehabt aber dafür das Talent des Weggehens. Man sollte das vorher erkennen. Irgendwann hatte Jan mir hinsichtlich seiner Beziehung zu seiner *fast*-Schwiegermutter gesagt, so ein schlechter Mensch sei er auch wieder nicht, dass er seiner *fast*-Schwiegermutter zumute, mit ihm umgehen zu müssen.

Ich hatte das nicht verstanden und ihm Herzlosigkeit vorgeworfen. Auch das gehe ihm an seinem kleinen...ach, nein, nicht schon wieder! Nun sehe ich das etwas anders.

Ich gestehe, ich heuchelte Nichtwissen und fragte: „Und die Beziehung zwischen Jan und Ihrer Mutter ist wohl auch nicht die beste?“

Sie verdrehte die Augen, schüttelte den Kopf. „Nein, die war gleich mit kaputt. Aber ich muss sagen, meine Mutter ist eine solche schwierige Frau, das wäre sowieso nicht gut gegangen mit den beiden. Jan nennt sie immer die *Gutsherrin*, und ich glaube zu recht.“

Später werde ich Anton fragen, was er denn darüber denkt, und er wird mir sagen, dass die drei Protagonisten, der Jan, der Sohn und die Großmutter, jeweils der eine dem anderen als Projektionsfläche dienten, über den jeweiligen Unmut gegenüber der Franziska, die allen drei nicht genügen kann, obwohl sie von all dem keine Ahnung hatte:

Ob sie, die Franziska, die Tochter, nicht auch eine Gutsherrin war, erschloss sich mir nicht auf dieser Ebene der Begegnung. Auf der anderen Seite hatte ja der Jan im Zusammenhang mit den o.g. Worten gesagt, dass er erst wisse, wie gut ihr Vater gewesen sein müsse, nachdem er die Mutter kennen gelernt habe.

Mein Gott, welch ein Konglomerat an Problemen.

An dieser Stelle muss ich weit ab von der Unterhaltung einen Nachtrag liefern.

Alles, aber auch alles deutet darauf hin, dass Jungen keinen Übervater oder Stiefvater dulden.

Ihnen, und vor allem dem Erst- oder Einziggeborenen gehört die Mutter! Das, so sagt Anton, mein Psycho-Freund laufe unerbewußt ab. Man lese Ödipus oder besser noch, man sehe sich den Film von Kubrik an: *Berry Lindon*. Sie, die Jungen, nehmen den Vater nicht an. Und wenn dies doch einmal der Fall sein sollte, muss man wohl die Rolle der Mutter überprüfen. Nur, wenn die Mutter bewusst mitspielt und keine Großmutter in der Nähe ist, kann das vielleicht gelingen.

Wir hatten lange im Café gesessen und uns unterhalten. Es war Zeit, sich zu trennen. Ich entschuldigte mich, nun doch gehen zu müssen, und die Franziska akzeptierte das auch sofort.

„Gerlinde, nur ein Wort zum Abschied. Ich möchte nicht aufdringlich sein, aber ich würde Sie gerne wiedersehen. Vielleicht zum Kaffee, vielleicht zum Abendessen.

Nur, wenn sie mögen. Darf ich Ihnen meine Telefon-Nummer geben? Ich wohne hier in München bei Bekannten. Solange wie...“

Ich akzeptierte Ihre Freundlichkeit, nahm die Nummer und verabschiedete mich. Gott sei Dank war sie nicht mehr auf einen möglichen Besuch von Jan in der Klinik zurück gekommen, oder hätte gar sanft darauf bestanden.

Parteien-Geplänkel

Ich ging erst zur Gymnastik und traf danach den Jan in der Rieger-Passage beim Italiener. Dem Horst hatte ich das genau so verklickert, und er stimmte zu, wenngleich da keine Begeisterung zu erkennen war. Aber immerhin, ich hatte von Jan gelernt, und meine offen vorgetragene Bitte, mir etwas Freiraum zu geben als Kompensation für seine Abwesenheit und die einseitige Beschäftigung mit dem Leo, ließ den Horst einsichtig werden. Ich sagte ihm, wo ich bis wann zu finden sei. So etwas beruhigt.

Wir tranken ein Glas Rotwein. Kaum etwas gegessen und dann Gymnastik, da ging der Wein schnell ins Blut, und ich war schon wieder etwas beschwipst.

Wir hatten kein richtiges Thema an diesem Abend, ein bisschen Geplänkel über die Tagespolitik, bis er fragte, welcher Partei ich angehöre, oder welcher Partei ich wohl meine Stimme gebe? Ob er raten wolle, fragte ich.

„Der SPD?“, riet er, „aber eigentlich kann ich mir das nicht so richtig vorstellen. Nein. Jemand wie Du, der kann nur grün wählen?“

„Ja, die letzten Male schon, ja. Aber früher war ich ein Fan von Willy Brandt. Aber das ist Geschichte.“

„Schön. Deine Sache. Aber sag mir noch eines, - Du weißt - , dieser Kniefall von Willy Brandt, hat Dich das berührt, wie hast Du das aufgefasst?“

„Ja, ich habe lange darüber nachgedacht. Es hat mich arg berührt, es war eines der wenigen Male, dass ich mich von politischen Vorgängen habe rühren lassen. Ich war dem Heulen nahe. Aber später bekam ich Zweifel, ob das denn richtig gewesen sei. Ich kann das nicht ausdrücken. Es geht in Richtung einer billigen Show - Und Du?“

„Oh! Ich kann das schon gar nicht ausdrücken. Ich glaube, dazu braucht es einen Philosophen oder einen Soziologen oder einen Psychologen oder gleich alle auf einmal...“

„Jan, das ist Unsinn. Die drei genannten können das vielleicht besser ausdrücken, vielleicht auch plausibler erklären, aber die Meinung kommt aus dem Bauch – immer.“

„Deshalb streiten sich wohl diese Wissenschaftler so oft, hm? Du meinst, das seien alles nur sprachlich versierte *Bauch-Wissenschaftler*?“

„Schon möglich. Nein, natürlich nicht. Natürlich schärft die Ausbildung die Intelligenz, erweitert den Horizont. Dennoch enthalten die Aussagen dieser Wissenschaftler einen großen Anteil Bauch-Meinung. Aber Du hast die Frage nicht beantwortet?“

„Ja. Hab' ich nicht. Ich fand es damals peinlich. Aber ich wusste damit auch nicht umzugehen. Erst ein anderer Vorgang führte mich zu meiner heutigen Meinung, nämlich ein Vorgang, der losgelöst ist von etwaigen Sympathien für den guten Willy. Also, da recherchiert ein Deutscher Wissenschaftler ²⁾ über eine fürchterliche Strafaktion der deutschen Militärs in Maillé, südlich von Tours, im August 1944. Daraufhin stellt er sich hin und entschuldigt sich bei den Überlebenden für

die Taten der Deutschen. Ich finde das absolut lächerlich.“

Maillé, ja, ich hatte davon gehört. Schrecklich.

„Du findest das lächerlich? Auch wenn es eine Vergeltungsaktion gewesen sein sollte, was es bestimmt war, Du billigst aber doch diese Tat nicht?“

„Nein, ich billige überhaupt keine Repressalie. Nicht eine. Aber, was glaubt dieser Mann denn, wer oder was er sei? Die deutsche Bevölkerung? Entschuldigt er sich für mich?, dann klagt er mich an. Ich lasse mich aber nicht von diesem Mann anklagen. Ich wäre sehr dafür, die Schuldigen zu fangen und aufzuhängen – oder, gut, heute - entsprechend zu bestrafen. Es kann sich keiner für einen anderen entschuldigen, so wenig wie man jemanden für die Tat eines anderen beschuldigen kann. Das, was der Mann da machte, ist der Umkehrschluss von Sittenhaft. - Aber zu Deiner Frage....“

„Jan, ich bin aber nicht zufrieden mit Deiner Meinung. Wie denkst Du denn, muss man sich verhalten auf privater oder auch auf diplomatischer Ebene, um eine Annäherung zwischen den Völkern zu bewirken? Man sollte sich sicher von diesen Taten distanzieren.“

„Zugegeben, um eine Art Versöhnung zu bewirken, ist ein sich Distanzieren vielleicht zu wenig. Ich weiß auch nicht viel, aber ich denke, dass das, was die Deutschen da machen, schon sehr gut ist; sie recherchieren, arbeiten die Vergangenheit auf, klagen an – wahrscheinlich sehr spät, meistens zu spät. Aber was der Willy da gemacht hat, das ist *moralischer Bouff*. Jetzt weiter?“

Bouff? Mit Bouff, *La grande Bouff*, dem großen Fressen meinte er eine unzulässige Übertreibung.

„Aber dazu gehört doch, dass man sich klar hinstellt und zum Ausdruck bringt, dass man die Taten verurteilt?“

„Bravo. - Danke. - Setzen Sie sich.“

„Blödhammel.“

Er nahm meine Hand und gab mir auf den Handrücken einen dicken Schmatz.

„Übrigens, da war jemand mit einem zynischen Verstand, der bemerkte, wenn er es nicht besser wisse, würde er glauben, der Brandt sei auf die Knie gefallen, um für die Vergebung seiner eigenen Verfehlungen zu beten.“

„Hm?“

„Gemeint ist das Desaster von 1972: Palästinenser nehmen Geisel im Olympiadorf.... Diese Vorgänge sind noch nicht aufgearbeitet. Die Mitschuld von Genscher und Brandt schon gar nicht. Und die der Israelis auch nicht!“

1972, da war ich ein kleines Mädchen. Den Vorgang habe ich als sehr schrecklich empfunden. Die Palästinenser waren die Bösen, und nun wusste alle Welt, wie bedroht die Israelis waren. Der Kniefall war aber schon 1970!?

„Ja, sagte ich doch. Aber genau so war es auch“, bemerkt der Jan, „nur, dass die Israelis diesen Vorgang gut gebrauchen konnten, und sich sicher waren, dass die blöden Deutschen ihr Geschäft betreiben würden.“

„Jan, das ist eine arge Verschwörungstheorie.“

„Verschwörungstheorie? Warum denn das? Ein Argument: Der Mossad war immer und überall dabei, wo Israelis in Gefahr kommen könnten – nur in München nicht. Willst Du meine persönliche Meinung hören?“

Nein, das wollte ich nicht. Ich war entsetzt genug und kurz davor dem Jan das zu sagen. Israel opfert seine olympischen Spieler aus Staatsraison? Absurd. Ich wollte den Jan nicht weiter zu solchen Äußerungen provozieren und deshalb zu dem alten Thema zurück kehren.

„Jan, bist Du bei den Liberalen engagiert – oder warst Du, vielleicht?“

„Zur Frage, ob ich in bei den Liberalen bin oder war? Ja? Wir hatten das Thema schon.“

„Weiß ich? Ja? Egal, mach's noch einmal, mein Schatz....!“

„Hammeline?“

„Gut, bist Du, warst Du, oder nicht?“

„War ich. Ja tatsächlich. Ich war sogar mal in der Partei, war aufgestellt für den Gemeinderat – neben anderen natürlich. Aber ich bin eigentlich kein *homo politicus*. Nichts zu machen. Bei den Sitzungen verteilten die da Pöstchen untereinander, sammelten sie geradezu, und ich hatte gar kein Interesse irgendetwas zu übernehmen – aber es schlug mich auch keiner für etwas vor. Und dann wurde ich irgendwann einmal eingeladen, mit nach Bonn zu fahren: man wolle sich dort ein paar schöne Tage machen. <<Sei kein Dummkopf, komm mit>>, hieß es. Und wer bezahlte das? Da muss man erst einmal hinter kommen. Das war Spendengeld von irgendeinem reichen Stiefel, und das hieß, von irgendeiner Firma.“

„Das ist aber doch nichts Neues, dass Firmen gerne die Liberalen sponsern und auch Einfluss nehmen wollen. Andere Parteien funktionieren wahrscheinlich nicht anders: Gewerkschafts-Interessen, Großindustrie-Interessen, sogar die Grünen werden ihre Stützen haben.“

„Schön sagst Du das – so einfach daher. Mein Gott, ich war in einer Partei, um etwas zu bewirken, doch nicht um die Interessen gewisser Millionäre zu erfüllen. So dachte ich damals wenigstens.“

„Und bist ausgetreten – nach dem Motto, wer keinen Spaß versteht, sollte nicht in die Politik gehen. Wie sagte da so ein Schlaumeier: *Auf jedem Schiff, dass dampft und segelt.....?*“

„...ist einer, der den Smutje vögelt!“

„Oh – und ich dachte schon, ich weiß alles.“

„Kann nicht sein. Also, ganz genau: Raus – und aus. Aber dann kam mir ein Verdacht, pass' auf: Ist diese Partei wirklich liberal, oder tun die nur so, und blockieren so etwaige ernsthafte Liberale?“

„Du meinst so, wie eine Hotelkette ab und zu nur ein Hotel kauft, damit eine andere Kette sich nicht ausbreiten kann?“

„Ja, ich denke, genau so – vielleicht?“

„Das ist aber ein böser Verdacht. Wie willst Du das begründen?“

„Ja, das ist nicht so einfach. Ist mehr ein Bauchgefühl. Vielleicht ist es den wenigsten dort in der Partei bewusst. Vielleicht gilt das auch nur für einige in wichtigen Funktionen. Aber wenn sie gesponsert werden von gewissen Interessengruppen und vertreten *deren* Interessen und nicht die Interessen derer, von denen sie sich wählen lassen?“

„Zum Beispiel?“

„Sie sind maßgeblich verantwortlich dafür, dass Billigkräfte aus dem Ausland bei uns Einzug halten...“

„Rassist!“

„Glaub ich nicht. Wenn es italienische oder portugiesische oder griechische Arbeitnehmer sind, nichts dagegen. *Buon giorno!* Aber Muslime in Massen haben hier eigentlich nichts verloren. Wenn Du das Rassismus nennst, bitte.“

Ja, da gingen wohl die Meinungen *quer Beet* durch die Gesellschaft. Leute wie ich waren mit der Öffnung des Landes einverstanden, aber sie waren auch nicht der Initiator, der saß wohl in den USA und machte seinen Einfluss auf seine Vasallen geltend – zum Wohle der NATO, wie es wohl hieß. Aber eines war wohl zu beobachten, nämlich, dass der Wunsch nach Öffnung des Landes nur von einer Minderheit in der Gesellschaft geteilt wurde.

Und Jan weiter: „Ein anderes Beispiel: sie haben zugelassen oder sogar bewirkt, dass sich

Monopole bilden wie die Stromkonzerne, die Telekom, die Gaskonzerne und was weiß ich, ja, und jetzt planen sie noch die Privatisierung der Bahn.“

„Ich bin gegen eine Privatisierung auf Teufel komm 'raus, aber was beklagst *Du* denn?“

„Was *ich* beklage? Gewisse neuralgische Netze haben in Privathand nichts verloren. England lässt grüßen. Auf staatlichen Netzen können sich verschiedene Firmen tummeln – aber so, dass Konkurrenz entsteht, ohne dass die Sicherheit gefährdet ist. Die private Mobilcom hatte es fertig gebracht, den Telefontarif von 60 Pfennig auf ca. 20 Pfennig zu reduzieren³⁾. Die staatliche Telekom musste nachziehen. Ist doch schon was.“

„Und die Netze? Die musst du dann aber kontrollieren, das ist nicht einfach. Der Staat ist doch gar nicht in der Lage dazu?“

„Doch, er muss die sogenannten Regulierungsbehörden einrichten, sonst – da hast Du vollkommen recht, sonst wird nichts Gescheites daraus.

Zum Beispiel ist die Telekom Netzinhaber und Netzbetreiber. Sie muss von Staats wegen andere Firmen in ihr Netz lassen und kann auch nicht verlangen, was sie will; aber sie kann in diesem Interessenkonflikt den anderen Netzbetreibern unsittliche Bedingungen vorgeben.“

„Harter Tobak, Deine Anschuldigung. Was meinst Du denn da?“

„Z.B. die Vertragslaufzeit von zwei Jahren, das ist doch pervers. Ich kann mich überall auf der Welt innerhalb einer angemessenen Zeit von einem Vertrag lösen, außer beim Militär und bei der Telekom. Das ist pervers. So gar den Soldaten wünschte ich eine Kündigungsfrist.“

„Das hast Du schon einmal gesagt, ja, ich erinnere mich. Ich fände das auch gut und notwendig. Du willst vielleicht nur sicherstellen, dass es Alternativen gibt?“

„Ja, gut, in Ordnung. Für Leute, die nicht sicher sind, z.B.. Weißt Du, bei jeder Versicherung bezahlst Du z.B. für ein Jahr im voraus, und wenn du vorher stirbst, bekommst du dein restliches Geld wieder zurück.“

Jan lachte über seinen eigenen Scherz.

Die Geschichte mit der brasilianischen Braut

„Jan?“

„Gerlinde?“

„Jan, erzähl mir die Geschichte mit der Conchita.“

„Oh, oh. Immer soll ich Dir eine Geschichte erzählen. Was machen wir, wenn ich keine mehr weiß? Können wir uns nicht einfach unterhalten? Die Welt ist voller Probleme, und Du willst Geschichten hören – ich bin doch kein Märchenerzähler?“

„Jan, bitte.“

„Und eine Liebesnacht hast Du auch nicht mehr für mich übrig!?“

Er sagte das alles im Ton eines Vaters, der mit seiner kleinen Tochter redet. Nun sprach er einen Punkt an, der mich in Verlegenheit brachte – und er wusste das. In der Zwischenzeit hatte Horst sein Recht gefordert und ich war seine Frau, was sollte ich dazu sagen? Ich war Ehefrau und Mutter und erst dann Geliebte – so, wie überall in der Welt. Jan sprach normalerweise nicht über den Umstand, dass ich auch Ehefrau war, sein wollte, zu sein hatte. Aber manchmal schaute er mir tief in die Augen, und die seinigen wurden etwas feucht; und ich dachte, nun denkt er, du kommst gerade aus den Armen deines Mannes. Aber er sagt nie etwas dazu.

„Ja, Jan, ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll. Der Horst vertraut mir, dass wir uns zu einem Glas Wein treffen, - auf der einen Seite. Und dann fühle ich mich zu Dir hingezogen, ich möchte

mit Dir zusammen sein, - auf der anderen Seite. Ich weiß nicht, wie ich das unter einen Hut bekommen soll?“

„Ist schon gut, meine Maus. Es geht nicht um mich. Ich bin alt genug und mit genügend Erinnerungen ausgestattet, um das aushalten zu können. Ein bisschen tust *Du* mir Leid, denn in Jungen Jahren Lust auf ein Phantom zu haben, ist ungleich schmerzvoller.“

Ja, ich war mir plötzlich bewusst, wie unbefriedigend ein solches Leben ist. Es machte mir nichts aus, Ehefrau zu sein. Da kam ein Mann zu mir, forderte sein Recht, in mich einzudringen, nur mit dem Hinweis ausgestattet, ich habe ihm das mal so vor Zeugen versprochen, und er würde für meine Kinder sorgen..Etc.. Würde ich *Nein* sagen, würde der Horst kaum gewalttätig werden, aber die Folge wäre die Trennung. Sonderlich unangenehm war es mir aber auch nicht – musste ich zu meinem Schrecken feststellen. Manchmal dachte ich dabei an Jan, und es half mir, diesen Akt auch für mich befriedigend zu beenden. Aber, wie hatte Jan gesagt?:

Was nicht Liebe ist, ist Masturbation – egal, wie und was du da anstellst. Und das war es wohl.

Jan streichelte mir über die Wange.

„Gerlinde, die Geschichte mit der Conchita ist zu lang. Sie würde in dieser Kürze auch der Conchita nicht gerecht. Ich erzähl Dir eine Geschichte über meine ersten Erfahrungen mit einer jungen Frau in Brasilien. Was denkst Du?“

„Aber die Conchita versprichst Du mir – oder?“

*

„Klar, versprochen. Also, wir, also unsere Gruppe von leicht erziehbaren jungen Einwanderern war in einem Camp untergebracht, in dem sich alle diese Einwanderer trafen. D.h. es war ein einfaches Haus mit Empfang, Schlafstellen wie in einem Busch-Krankenhaus und mit einer eben solch einfachen Kantine ausgestattet. Es gab jeden Tag drei sehr einfache Mahlzeiten. Morgens weiße Brötchen mit Butter und Marmelade oder auch nur Zucker, dazu dünner Kaffee, mittags Reis mit roten Bohnen und etwas wenig Fleisch darin und etwas Salat, und abends belegte Brote und z.B. Mate-Tee. Oder eben so ähnlich. Und manchmal gab es pürierte Avokado gezuckert mit Limone, so wie ich sie Dir bereitet habe.

Und dann hatten wir jeden Tag eine Verabredung mit unserem Boss, d.h. mit unserem brasilianischer *Führungsoffizier*, der die Kontakte zu den verschiedenen, meist deutschen Firmen, knüpfte, und der sich bei uns erkundigte – obwohl er unseren Lebenslauf kannte, welche Erfahrungen wir auf diesem oder jenem Gebiet hätten, ob diese oder jene Firma für uns in Frage kommen würde, usw.. um dort einen Vorstellungstermin zu organisieren.“

„Ihr wurdet also geradezu verschoben – oder wie soll man das nennen?“

„Ja“, Jan überlegte, „schon, ja, das ist richtig. Seltsam nur, es machte uns nichts aus. Keiner reklamierte über diese Art Behandlung. Auf der anderen Seite hatten wir die Chance mit zu arbeiten an der Auswahl der Firmen, oder uns auf dem freien Markt umzusehen, was ich dann später auch getan habe. Aber im Moment waren wir abhängig wie kleine Kinder, wie Soldaten, wie kleine Katzen, da wird man sich der eigenen Unfreiheit gar nicht bewusst – oder der Gefahr, die darin steckt. Man ist zufrieden damit, dass sich da jemand um einen kümmert. Aber offiziell war alles in Ordnung, das muss ich schon so sagen.“

„Aber das konnte doch nur dazu führen, dass ihr verschaukelt wurdet. Dass ihr verkauft wurdet. Das konnte doch gar nicht ausbleiben!?“

„Ah - ja. Deshalb erzähle ich Dir diese Geschichte auch. Etwas Geduld mein großer Partner. Also, diese Zeit war dann mit viel Freizeit verbunden, so dass wir nach Sao Paulo hinein führen, uns ein Eis gönnten, abends mal ein Bier. Wir bekamen ja ein paar Dollar Taschengeld am Tag und brauchten ja auch nicht viel. Einmal war ich im Museum für moderne Kunst – einfach fantastisch..“

„Und dort hast Du die Anregungen mitgenommen, Dir selbst ein paar Bilder zu malen? Du sprachst davon?“

„Richtig, hast Du das behalten?, ist ja super. Stimmt, ich habe dann später etwas gemalt. Ich wollte meinem Appartement etwas Schmuck verleihen. Habe mir große Kartons gekauft und Farbe, und versucht etwas eigenes, was mir so einfiel, zu malen. Aber es hat mir nicht so gefallen. Ja, meinen Gästen hat es gefallen. Einer bat mich sogar, es ihm zu überlassen, als ich das Land verließ. Es war bunt und etwas wirr, einfach ein bisschen dekorativ.“

„Könntest Du Dir vorstellen, ein Maler zu sein?“

„Nein, unmöglich. Aber wer weiß das schon, wie er reagiert, wenn alle Welt plötzlich nach seinen Bildern schreien, ihn überhäufen mit Geld und Ehren, nach dem sie ein mal ein Bild von ihm gesehen haben. - Aber ich glaube, eher nicht. Es wäre nicht mein Lebensziel. Ich würde bald nachlassen, immer dasselbe malen, ich würde die Lust verlieren und bald meine Kunden verlieren, verarmen, verhungern,“ und dann schüttelte er den Kopf mit einem entschiedenen „Nein! Auch kein Musiker, und auch kein Kunstschmied.“

„Waffenschmied?“

„Ah, schon eher, da gibt es etwas zu entwickeln, das von Männern gebraucht wird.“

„Bilder nicht?“

Da lachte der Jan. „Bilder? Für Männer? Nein, das glaube ich nicht.“ Und er lachte, wengleich etwas verlegen. Ich war nicht einverstanden und auch etwas enttäuscht über die, wie mir schien, etwas bornierte Haltung dieses sonst so empfindsamen Menschen.

„Findest Du es unmännlich zu malen? Ich bin entsetzt.“

„Aber liebe Gerlinde. Als Mensch fragst Du dich doch ständig, ob du der richtige für diese oder jene Arbeit bist, ob sie vielleicht von anderen erledigt werden kann, und du suchst dir eine Aufgabe, die zu dir passt, die dich herausfordert. Soll ich Musik machen, die auch von schwer Behinderten gemacht werden kann? Soll ich diesen Leuten ihren Job klauen? Sollt ich nicht etwas machen, für das andere nicht zur Verfügung stehen? Weil sie zu schwach, zu ängstlich, zu dumm oder sonst etwas sind? Tue mir einen Gefallen. Verurteile mich nicht so leichtfertig. - Ich bitte Dich.“

Ja, interessant, wie schnell man jemanden abtut, ohne die Hintergründe seines Denkens und Handelns und Empfindens zu bedenken. Egal, ob sie einem nun gefallen oder nicht. Ich war etwas beleidigt ob dieses Vorwurfs und hätte um ein Haar gefragt, ob er denn nun glaube, dass sein Beruf von keinem anderen hätte ausgefüllt werden können. Aber ich tat es nicht. Ich spürte gerade noch, dass es ein ungerechtfertigter Affront geworden wäre, auf den es auch ein gute Rechtfertigung gegeben hätte. Schließlich sucht man sich einen Beruf, wie Jan schon sagte, der alle Herausforderungen enthält, die man für sich sucht – und nicht für Leute, die es gerne anders hätten

„Tut mir Leid. Ich war im Begriff, Dich falsch zu verstehen. Es ist ja richtig, es tut ein jeder das, was er glaubt, tun zu müssen. Als ich mich entschied, ins Lehramt zu gehen, da war meine Vorstellung, den Kindern und Jugendlichen bei ihrem Weg ins Leben so gut wie möglich zu helfen. Das war die Herausforderung, die ich annehmen wollte....“

„...und die war doch nicht ganz gering – oder?“

Ich bejahte dies. Aber ich wollte ja noch etwas mehr erfahren, und fragte den Jan, was er sonst noch so alles gemacht hat bei seiner Ankunft in Brasilien, um sich an dieses fremde Land heran zu pirschen.

„Eine Aktion z.B. war, ich brauchte ein Bankkonto und machte mich auf die Suche nach einer Bank, ging hinein, haute auf den Tresen und sagte...“

„...auf portugiesisch?“

„Klar, d.h. fast, beinahe, warte. Da sprach ja so gut wie keiner englisch oder französisch. Wo denkst Du hin. Ich weiß nicht, wie das heute aussieht. Aber damals?“

„Würdest Du das heute noch können?“

„Nein, nichts, rein gar nichts. Ich könnte nicht einmal mehr einen Kaffee bestellen. Oder gerade noch. Dabei war ich nach zwei Jahren perfekt...“

Ich wollte schon intervenieren und fragen, wer denn da schon perfekt sei, aber er lieferte mir unaufgefordert die Antwort: „...mit perfekt meine ich, mich mit einem geringen Wortschatz hinreichend gut verständlich zu machen. Das geht eigentlich schon nach relativ kurzer Zeit.“

„Und weiter?“

„Ja. In der Bank geriet ich an eine schicke Dame, oh, wie soll ich Dir sagen, eine adrette, gut gewachsene...Nein, ich verliere ganz den Faden... Also, als sie merkte, dass mein portugiesisch doch nicht so gut war, wie ich selber glaubte, da rief sie eine ganz junge Dame heran, von der sie glaubte, dass sie englisch sprechen könne.“

„Was heißt *ganz junge Dame*?“

„Ja, was heißt schon ganz junge Dame? So Anfang zwanzig vielleicht. Man hatte – damals und dort - das Recht anzunehmen, dass es sich dabei noch um eine Jungfrau handeln müsse, die ihre frische, unverbrauchte Jugendlichkeit ins Gespräch einbringt. Sie versuchte sich im Englischen, was wohl auch nicht besser war als mein portugiesisch, aber immerhin hatte sie die Fach-Terminologie drauf. Ich tat ihr auch den Gefallen und unterstützte sie – aber so, dass keiner sonst unsere Verständnis-Schwierigkeiten merkte. Und das Ganze verlief äußerst charmant ab.“

„Und dann hast Du sie eingeladen zu einem Eis und dann zum Abendessen und...?“ Ich wollte Jan anhalten, etwas zügiger zu erzählen. Nicht dass es mich langweilte, aber im Hintergrund standen Leo und Horst, die ich schon wieder zu Hause auf der Schwelle stehend auf mich wartend vor Augen hatte.

„Ja, klar. Woher weißt Du?“, lachte er, wissend, dass ich ihn genug kenne, um der Geschichte diesen Schluss zu geben. „Ja, ich will Dich ja nicht langweilen. Aber ich halte das schon für wichtig, das so zu erzählen. Man bekommt diese Aufmerksamkeit nur am Anfang eines Aufenthaltes. Die Leute merken, dass du noch nicht lange da bist und geben sich Mühe. Später, wenn du auch nur etwas fortgeschritten bist, ist das nicht mehr der Fall. Sie reagieren manchmal verärgert, es mit solch einem Grünling zu tun zu haben...“

„...klar, weil du selber ja auch nicht mehr den Charme des Neuankömmlings aufbringst.“

„Mein Gott, bist Du klug. So muss das wohl sein. Also, ich lade diese Maus ein. Sie sagt tatsächlich *ja*. Wir treffen uns zum Eisessen in der Innenstadt. Sie stellt sich als Teresa vor. Alles o.k. soweit. Und dabei verabreden wir uns für einen der nächsten Tage. Ich möge doch hinauskommen, sagt sie, in die *Cidade* sowieso, ziemlich weit außerhalb der Innenstadt. Dort würde sie wohnen, und wir könnten dort in einem Restaurant zu Abend essen. Sie gab mir ihre Adresse.“

„Und wie Du dahin kommst, da öffnet sich die Türe und die Chefin der Teresa steht vor Dir?“, sagte ich frech in Anspielung auf sein Kanada-Abenteuer, welches allerdings erst später erfolgte.

„Nein, hier nicht. Der Herr hatte mein Flehen nicht erhört.“

Wir schauten auf die Uhr und beschlossen, es für heute gut sein zu lassen. Wir gingen zur U-Bahn und ich erbettelte mir an einer dunklen Stelle einen Kuss. Verlangen auf den Rest des Partners überkam mich dabei. Ich war wirklich in einer emotionalen Klemme.

„Gerlinde, das geht nicht. Ich werde auf die aufpassen müssen. Nun geh' wacker nach Hause und verhaue' den Leo ein bisschen, das lenkt ab.“ Er streichelte mich noch zum Abschied.

Zu Hause aber stand keiner auf der Schwelle. Vater und Sohn *hingen* vor dem Fernseher, obwohl es

Familienpolitik war, den Kleinen nicht so viel schauen zu lassen. Eine Fernseh-Flatrate, so war unsere Ansicht, bewirkt auch eine Geistes-Flatrate.

*

Wir trafen uns und Jan erzählte weiter.

„Also machte ich mich früh genug auf den Weg zum Busbahnhof, suchte den entsprechenden Bus, überzeugte mich, dass ich auch die richtige Richtung nahm, und fuhr los. Man muss wissen, dieses Sao Paul ist riesig. Du fährst und fährst und hast überhaupt keine Ahnung, wo du dich denn befindest. Ich war sehr angetan von den großen Straßen, von den großen Gebäuden, erst einmal, bis es plötzlich landschaftlich wurde, die Häuser plötzlich klein und arg bescheiden wurden. Und ich wunderte mich, dass ich nicht ankam. Also fragte ich den Fahrer, zeigte ihm den Plan, wann ich denn dort ankommen würde, wollte ich wissen.

„Gar nicht,“ erwiderte der, „Sie fahren in die falsche Richtung.“ Und lacht dann auch noch dabei aus vollem Halse. Ich hätte gerne einen Spiegel zur Verfügung gehabt, um mein eigenes blödes Gesicht zu sehen.

So steige ich bei der nächsten Haltestelle aus, warte auf den Gegenbus, und fahre in die Stadt zurück. Diese Aktion war also gelaufen bevor sie begonnen hatte. Weiß Du, wenn Du um fünf Uhr startest, eine halbe Stunde oder mehr fährst, eine halbe Stunde oder mehr auf den Gegenbus wartest, eine halbe Stunde oder mehr wieder zurück fährst, dann ist es dort Nacht. Um sechs Uhr fällt die Sonne dort hinter den Bergen ins Meer und erlischt.“

„War das Dummheit, Unaufmerksamkeit, dass Du Dich so blöde verfahren hast?“

„Ich weiß heute keine Details mehr, aber eines weiß ich. Ich hatte noch nicht gespannt, dass die Sonne im Norden steht und nur auf die Linien-Nummer des Busses geachtet, weil die Endstations-Namen mir nichts sagten. Aber das ist nicht alles. Ich habe immer wieder festgestellt, dass ich in Situationen, die mich fordern, wie Verabredungen oder der Weg zum Flieger und so weiter, total überkonzentriert bin und absolut blöde Fehler mache. Das zieht sich durch mein ganzes Leben.“

„Da bist Du nicht der einzige. In der Liebe ist es ähnlich!“

„Bestimmt bin ich nicht der Einzige. Aber der Einzige, dessen Mangel mich enorm nervt. Lange Rede. Ich musste erst einmal nach Hause.

Anderen Tags bin ich in die Bank, aber die Maus war nicht zu sehen, und man sagte mir, sie sei heute nicht im Geschäft. Also warte ich noch einen Tag. Schließlich sah ich sie dort und konnte sie kurz sprechen, erklärte ihr meinen blöden *europäischen* Fehler. Offensichtlich hatte sie Erbarmen mit mir – aber ohne auch nur die geringste Miene zu verziehen. Also, wie versuchten es auf's Neue.

Also, das Ganze von vorne, nur diesmal einfach die andere Richtung. Große Straßen auch hier bis wir in eine etwas feinere gepflegte Umgebung kamen. Schließlich erreichte ich den Ort, suchte mit Hilfe der Karte die Straße, die Hausnummer. Es war ein einfaches aber sauberes kleines Haus mit Vorgarten, keine Villa, aber recht ordentlich. Ich klingelte...“

„Und nun kommt...“

„...nein, nicht die Schöne, auch nicht meine Maus, sondern irgendein Mütterchen an die Türe, erklärt mir, ihre Tochter sei noch nicht zu Hause, ich möchte hereinkommen und etwas warten. Bravo. Ich stellte mich vor – aber sie wusste schon alles und kicherte über meine Irrfahrt vom ersten Versuch.

So saß ich nun in der Wohnung meiner Angebeteten. Stellte mir vor, wie sie dort herum lief, und war eigentlich ganz entzückt. Die Frau Mutter war sehr freundlich, bot mir einen kalten Saft an, und fragte mich so allgemein, was ich denn mache und so weiter. Schließlich kam meine Schöne ...“

„Ja, war sie schön?“

„Nein, ja, irgendwie, vielleicht etwas unscheinbar. Doch, ja, hätte mir als Frau gefallen. Sie war recht emanzipiert, keine *saintes ni touche*, das schon nicht. Sie freute sich über meinen Besuch, sagte der Mutter, wohin wir gehen werden, und wir gingen. Typische Vorstadt Sao Paulo, bin ich versucht zu sagen, aber das ist Blödsinn, die Vorstädte sind alle verschieden. Aber eines haben sie alle gemein: sie haben Platz. Das heißt, auch der kleinste Mann kann sich noch ein Stück Grund leisten, und vor allem, sich sein Haus darauf selber bauen ...“

„Aber heute wird das wohl anders sein – oder?“

„Das weiß ich einfach nicht. Ich war ja nie wieder dort. Ich habe auch nie wieder mit jemanden gesprochen, der dort lebt oder lebte.“

„Und was habt ihr gemacht?“

„Du musst Dir vorstellen. Du befindest dich so gegen 18^{oo} in einer Vorstadt, alles kleine Häuser mit Volkswagen à la Brasil vor der Türe, also diese unmögliche Kastenform damals. Kleine Straßen, viel Grün, Zäune oder Mauern um den Häusern herum. Die Erde, soweit man denn welche sieht, ist rot. Du kennst die Farbe sicherlich. So, das ist einigermaßen heimelig. Da kann man leben. Um ca. 19^{oo} verlässt du das Haus, es ist angenehm warm im Sommer, und – es – ist – Stock - dunkel. Ein paar Laternen erleuchten mit ihrem schwachen Licht ganz kärglich die Straßen. Und die Stimmung hat etwas Unheimliches. Keine Kinder auf den Straßen, keine Leute, das Örtchen wie ausgestorben.

Aber der Teresa schien das nichts auszumachen, wir gingen ein paar Straßenzüge - ist ja alles im Quarré gebaut, bis wir das Restaurant fanden. Piekfein, weißt Du, so ein richtiger Geheimtip für die Geschäftswelt, die eine ruhige und gepflegte Atmosphäre in der Abgeschlossenheit sucht, wo man die heran nahende Polizei von weitem sehen kann. Gediegene Bedienung. Eigentlich wollte ich nicht in solch ein Nobel-Restaurant mit meinen bescheidenen Mitteln, die ich zur Verfügung hatte.“

„Reingefallen?“

„Weiß nicht – pass' gut auf. Vielleicht dachte sie ja, ich sei vermögend? Vielleicht sah ich ja auch so aus? Schließlich hatte ich eine interessante Summe als mein Fundus dort deponiert?

Und dann: Europäer – das sind Leute, die haben alle Geld – dort. Nein, ich glaube, sie hat sich dabei nicht so viel gedacht. Auf der anderen Seite schließe ich das heute nichts mehr aus. Wir unterhielten uns, soweit das ging, und bestellten etwas Feines. Ich weiß heute nicht mehr, was das war. Irgend etwas Überbackenes mit Meeresfrüchten, einer feinen Soße, etwas Reis. Wir tranken einen guten Wein dazu.

Aber gleich kommt es halb dick. Meine Maus nimmt in aller Seelenruhe einen Happen zu sich. Dann warten, small talk, dann noch einen Happen. Und dann legt sie Messer und Gabel beiseite. Studiert, wie ich es mir schmecken lasse. Ich denke heute, ich aß einigermaßen manierlich, was mir eigentlich ein Anliegen ist. Aber ich aß, ließ alle Welt wissen, dass es mir schmeckte – bis sie mir plötzlich erklärte, dass es hier Sitte sei, nicht so viel zu essen - Peng.“

„Hm? Gibt es das?“

„Das gibt es. Aber bis dahin wusste ich das auch nicht. Aber vielleicht war ich ja wirklich etwas zu hungrig gewesen, so dass die Bemerkung, wenngleich ungeschickt und demütigend, verständlich war.“

„Du nimmst sie noch in Schutz?“

„Ja, irgendwie. Wenn ich Leute beobachte, die gierig essen, dann vergeht mir auch der Appetit.“

„Du Armer.“

„Ja, und mir muss so etwas passieren. Ich hatte seit Mittag wohl nichts mehr gegessen, und auch das war wenig genug. Der Magen hing mir ins linke Hosenbein hinunter. Also, - ich war geschockt. Ich legte das Besteck aus der Hand. Unsere Unterhaltung war am Ende. Ich mochte nichts sagen, sie mochte nichts sagen. Ich spürte ihre Enttäuschung über diesen Barbaren aus Übersee, den sie sich da eingefangen hatte.“

„Vielleicht hatte sie Order, mit Dir auszugehen, um ihre Meinung über Dich in Erfahrung zu bringen?“

„Schließe ich heute alles nicht mehr aus. Aber, Gerlinde, es kommt noch schlimmer.“

„Was soll denn da noch passieren? Ist Dir ein Pubs ausgekommen?“

Jan lachte, aber nur kurz..

„Nein, wäre es das denn nur gewesen. Ich rief den Kellner und wollte zahlen. Die Rechnung kam, ich greife in die Tasche und - finde meinen Geldbeutel nicht.“

„Oh Gott, gestohlen? Auf dem Weg?“

„Nein, wo denkst Du hin. Ich lasse mir mein Geld nicht doch nicht stehlen. Ich hatte einfach eine andere Jacke angezogen und den Geldbeutel vergessen.“

„Aber Du bist doch mit dem Bus gefahren?“

„Ja, natürlich, aber das sind Pfennig-Beträge gewesen, die man in der Hosentasche mitführt. Dazu hatte ich den Geldbeutel nicht nötig.“

„Und - was passierte dann?“

„Aha, ich dachte, ich traue meinen Fingern nicht. Ich ertastete das kleine Päckchen Geld von meinen Wirtsleuten in Deutschland. Erinnerst Du Dich, er hatte mir sein überflüssiges brasilianisches Geld gegeben?“

„Ja, ich erinnere mich. Na und – gerettet? - Geschichte zu Ende?“

„Nein, immer noch nicht. Es wäre auch zu schön gewesen. Aber erst einmal hatte ich Geld, brasilianisches Geld, in der Hand. Erst einmal aufatmen. Ich reichte dem Kellner, etwas verlegen immer noch, die geforderte Summe – plus!“

„Und der machte große Augen....?“

In diesem Moment erriet ich, welche Misere sich denn da noch einstellen würde. Und der Jan machte auch große Augen ob meines Einwandes. Dann nickte er, wie jemand, den man beim Pinkeln ertappt hat.

„Ja, der machte große Augen. Er bedeutete mir – in aller Ruhe, dass das Geld nichts mehr wert sei. Sie hatten inzwischen eine Währungsreform gehabt, und keiner hätte mir einen Centavo für das ganze Päckchen gegeben.“

„Oh Gott - tatsächlich. War es schlimm? Haben sie die Polizei geholt oder ähnliches? Hat die junge Frau gezahlt?“

„Nein, weder noch. Die Teresa hatte kein Geld dabei, sie sagte keinen Mucks zu meinem Problem. Der Kellner sah betroffen drein. Kein Geld – kein Lohn, kein Bediengeld obendrein, Verlegenheit auf allen Seiten. Aber er verhielt sich seltsamerweise verständnisvoll ja fast Mitleid voll. Dann fragte er mich in aller Höflichkeit, ob ich denn wiederkomme, um die Rechnung zu bezahlen. Ich bejahte, bedeutend, dass ich das verspreche, und wir verließen schließlich das Lokal – wenigsten ich verlegen wie ein Hund, der auf den Teppich gepisst hat.“

„Und weiter? Ist doch nicht zu Ende, Deine Geschichte?“

„Doch, allerdings. Sehr zu Ende. Ich habe die junge Dame nach Hause begleitet, habe versucht, ihr zu erklären, wie Leid mir das Ganze tut. Sie hat wohl bedeutungsvoll genickt und ist dann ohne weitere Umstände oder irgendetwas weiteres zu sagen ins Haus gegangen.

Kannst Du Dir vorstellen, wie man sich in einer solchen Situation fühlt?“

„Beschissen!?! - Pardon, Jan. Aber das würde selbst der Leo jetzt gesagt haben.“

„So war das wohl. Dann bin ich zur Bushaltestelle, habe lange in dieser untröstlichen Dunkelheit

gewartet bis der Bus kam, und bin nach Hause gefahren. Ich war traurig und betrunken über meine Dummheit. Die Affäre hatte ein Ende genommen, bevor sie eigentlich angefangen hatte. Aber wer weiß, wofür das Gut war – in diesem Land?“

„Du sagst das so bedeutungsvoll. War es das?“

„Ja, ich glaube schon. Erzähl ich Dir vielleicht mal später – wenn Du brav bleibst.“

„Und – hast Du nun noch Deine Rechnung gezahlt?“

Jan zögerte mit der Antwort und ich ahnte schon, dass ihm die Frage peinlich sein musste. Nein, er würde mir gerne das Gegenteil sagen, er würde mir gerne sagen, dass man ihn dort freundliche empfangen hat, ihm einen Drink spendiert hat, um ihm Schulter klopfend zu trösten. Aber es sei leider so gewesen, dass er nicht mehr hinaus gefahren sei, um seine Schulden zu bezahlen. Es seien die einzigen Schulden, die er seines Wissens nach in dieser Welt gelassen habe. Eine Welle der Geschäftigkeit sei wohl über ihn gekommen: Vorstellungsgespräche hier, Vorstellungsgespräche dort, etc.. Und schließlich eine Anstellung, bei einer deutschen Firma. Und schließlich habe er gar nicht mehr gewusst, wo sich das Lokal befunden hatte.

Ja, das kann man sich vorstellen bei den Schwierigkeiten, die er bei der Anfahrt schon hatte.

„Hast Du keine Angst gehabt, dass sie Dir nachstellen, das war doch sicherlich die Mafia?“

„Ziemlich sicher war das ein Restaurant der Mafia. Aber wirklich freundliche Leute waren das. Aber Angst? Nein, das war ja kein Vergehen, das einen Mafioso anmacht. Dass fällt wahrhaftig unter die Rubrik Mitleid. Hätte ich das nochmal versucht, hätten sie mich vielleicht in freundlicher aber bestimmter Form zum Tellerwaschen eingeladen.“ Und da lachte der Jan wieder fröhlich.

„Hast Du Deine Maus, die Teresa, wiedergesehen?“

„Nein, nie wieder. Ich habe nicht nach ihr gefragt, aber sie auch nie mehr in der Bank dort gesehen. Etwas später, nach dem ich ein Appartement gefunden hatte, habe ich die Filiale gewechselt. Es waren einfach zu viele Ungereimtheiten, die ich da abgeliefert hatte – Missgeschicke, könnte man sagen. Aber auch das sind Dummheiten.“

Ja, das sind schon richtige Blödheiten, wie sie Neulingen und Verliebten eben passieren. Wahrscheinlich ist die Welt voll solcher kleinen Geschichten und man könnte einen 24 bändigen Brockhaus damit füllen. Was man nicht kann, das ist, sie einem geliebten Menschen zuordnen, der dieser Geschichte erst die richtige, konkrete, unter die Haut gehende Bedeutung gibt.

„Hast Du noch mehr solcher Geschichten erlebt, muss ja ein tolles Land sein?“, frotzelte ich ihn.

„Nein, in dieser Art nicht. *Tolles Land?* Für die Europäer? Nein, wirklich nicht. Europäer waren nicht so gefragt, wie es für uns den Anschein haben könnte. Sehnt Du Dich hier nach den Amerikanern? Nein. Die Europäer mäkelten an allem herum, kamen sich vor wie Graf Koks, waren unzuverlässig hinsichtlich Ihrer Verweilzeit dort und kehrten oft abrupt nach Europa zurück. Und außerdem, diese kleinen blonden rosaroten Schweinchen konnten den Brasilianern kaum das Wasser reichen – ich meine äußerlich,“ fügte er dann mit einem schelmischen Lächeln hinzu.

„Ich bitte Dich, die Portugiesen sind doch keine schöneren Männer?“

„Ja, das stimmt. Aber die meisten Brasilianer sind eine Mischung aus italienischer, griechischer und spanischer und portugiesischer Herkunft, und oft ein bisschen negroid. Da kommen die Europäer einfach ins Hintertreffen.“

„Ich finde das eine magere Erklärung für Euren Misserfolg. Ihr wart doch gut ausgebildet und hattet Chancen auf dem Arbeitsmarkt?“

„Ja, das ist richtig. Was man sehen muss, wir waren im allgemeinen ja noch gar nicht arriviert. Wir hatten ja noch gar keine Position, aus der heraus man einer Frau den Hof hätte machen können.“

„Du willst einen Unterschied erkennen zwischen den emanzipierten Frauen Europas und den jungen

Frauen in Brasilien, die nur einen wohl situierten Herrn akzeptieren. Das ist lächerlich, Jan.“

„Nein, keinen Unterschied. Das ist hier nicht anders als dort. Ob es dort eine andere Schwerpunktsverteilung gibt als hier zu Lande, das ist Spekulation. Du heiratest doch auch keinen Penner. Ein Bekannter – per Zufall – also, der Chef einer Schweizer Freundin hatte sich eine wunderschöne Conchita, seine brasilianische Sekretärin, an Land gezogen, gut gebautes Mädchen, und ihr auch ohne lange zu fackeln...“

„...Nägel mit Köpfen gemacht?“

„Richtig. Dieses kleine rosarote Schweinchen. Ich war stinke neidisch. Aber der Mann war arriviert dort, oder gut situiert, wenn Du willst. Er war Chef in einer Schweizer Firma. Das kommt an.“

Was der Jan da erzählte, und so rüde wie er über ein heikles Thema sprach, entwickelte in mir eine Aversion gegen dieses Thema.

„Jan, ich bitte Dich...“

„Nein, versteh' mich nicht falsch, ich will nicht klagen, oder anklagen. Ist es bei uns anders? Mit Nichten. Die Manager, die mit solch harten Bandagen um ihren Posten kämpfen, glaubst Du, die tun das nur für's Geld, um öfter ins Bordell gehen zu können? Oder öfter ins Theater? Oder in Museen? Für weißere Zähne? Für die Aussteuer ihrer Töchter? - Einzig und alleine, um die richtige Mutter für ihre Kinder an Land ziehen und behalten zu können...“

„Aber mir sind auch die losen Sitten in Brasilien zu Ohren gekommen.“

„Ja. Davon habe ich auch gehört,“ schmunzelte der Jan.

Ja, das war wohl ein bisschen mein Problem gewesen bei der Analyse vom Jan. Waren junge Damen etwas anderes als Nutten, wenn sie sich in Tanzlokalen ansprechen ließen und für ein paar hundert Mark pro Nacht ihr Leben anboten? Jan hatte sicher recht. Es waren ebensolche Nutten wie die, die aus den ärmeren Schichten stammten, sich und ihre Familie damit ernährten, und darüber hinaus noch geächtet waren, während die *Besserverdienenden* ihr Studium abschlossen und brav bürgerlich heirateten oder einem gutsituierten Job nachgingen.

„Jan, hast Du und wenn ja, vielleicht sogar oft, Dich dieser Mädchen bedient?“

Er stutzte und staunte ob dieser Frage.

„Ich gestehe, einmal. Es war eine besonders Hübsche. Ich habe das nicht bereut. Ein Neuling hatte mich in eine Bar gelockt. Er müsse, sagte er mir, in eine neue Umgebung kommend, sich erst einmal *richtig* umsehen, sich vertraut machen. Aber ich habe schnell festgestellt, es war sein Laster.

Aber sonst? Nein, eigentlich wollte ich das nicht. Ich habe das Mädchen nicht wieder gesehen, den sogenannten Freund auch nicht mehr. Nein, nein. Und den Tanzschuppen habe ich auch nicht mehr betreten. Fertig, Schluss, Aus,“ um mit einem Zwinkern hinzu zu fügen: „Ich bin eben ein Mann der freien Wildbahn – ein reißender Wolf.“

Ja, wie wahr, und mir fiel ein kleiner Stein vom Herzen.

Wir tranken unseren Wein aus, zahlten, d.h. Jan zahlte, selbstverständlich, wie immer. Wir gingen zur U-Bahn und gaben uns an einem dunklen Ort verstohlen einen Kuss; und Jan berührte mich – etwas unkeusch. Ich war gespannt wie eine übervolle Blase, deren Tröpfeln eine enorme Erleichterung war, bevor sie sich endlich mit offenem Ventil entleeren konnte. Vor Glück wäre ich am liebsten in Ohnmacht gefallen. War das nun Masturbation? Oder Liebe? Oder beides? Ich entschied mich einfach für *Liebe*.

Jan kicherte mir leise ins Ohr, und ich fragte ihn ebenso leise, warum er denn da kichere, und er flüsterte mir ins Ohr: „Macht, Gerlinde, Macht tut einfach gut besonders wenn es anderen Gutes tut.“

Ich kam gerade noch rechtzeitig nach Hause, um meinen Leo zu verhauen, damit er endlich ins Bett

ginge. Er lachte glucksend und freute sich über soviel Aufmerksamkeit von seiner Mama.

Die Geschichte mit der Namorada (1)

„Jan?“

„Gerlinde?“

„Du musst mir die Geschichte mit Deiner Namorada erzählen, mit der Du in Santos Deinen Geburtstag gefeiert hast. Das war doch wohl ein Mädchen aus gutem Hause - oder?“

„Ja, diese Geschichte ist nicht sonderlich lang. D.h. man kann sie ohne Weiteres kürzen, ohne das Gefühl zu haben, einen Roman verpasst zu haben.“

„Sie war sicher jünger als Du?“

„Ja, klar, mindestens sieben Jahre. Gerade richtig für einen Mann, der auf französische Ideal-Verhältnisse hält. Dazu schlank, fast so groß wie ich, hatte ein liebevolles Lächeln, eine schöne Haut, straffe Gesichtszüge, schöne kleine Brüste. Alles, was ein Mann braucht.“

„Bildung hast Du vergessen. Jan, der Mann braucht Bildung.“

„Richtig. Stimmt. Hätte ich beinahe vergessen. Sie studierte PR, machte ihr Praktikum in der Redaktion einer Zeitung, wenigstens sagte sie das. Dann schrieb sie einen kleinen Artikel über einen verkommenen Bettler, über den ich mich geärgert hatte, und tatsächlich, ich fand ihn...“

„...den Penner?“

„Nein, den Artikel - in der *Stade de Sao Paulo* mit ihrem Namen darunter. Sie volontierte dort in den Ferien. Aber ansonsten weiß ich nicht viel. Wir hatten keine tiefeschürfenden Diskussionen, vielleicht ein bisschen Tagespolitik, vielleicht ein bisschen Thema soziale Unterschiede zwischen Brasilien und Europa, das sie ja nicht kannte. Aber ansonsten? Sie war bei meinen Freunden und Bekannten, vor allem André, sehr beliebt...“

„Du hattest Freunde? Muss lange her sein...?“

„Ist es auch. Hat lange gedauert, bis ich mir das abgewöhnt habe. Also. Ich glaube, sie war mir treu ergeben, sie kam, wann sie wollte, ging mit mir aus, schlief bei mir ein zwei mal die Woche, wachte nachts unter Alpträumen auf: „...wo bin ich, wo bin ich hier nur?“

Offiziell sei sie natürlich bei einer Freundin, hatte fünf Brüder. Ihr Vater war wohl in der Zeit der Militärherrschaft in Ungnade gefallen und lebte im Exil. So sagte sie wenigstens...“

„Exil kann für alles stehen.“

„Du sagst es. Aber ich habe diese Familie ja nie kennengelernt.“

„Kann doch nicht alles sein. Fünf Brüder, und Du hattest keine Angst vor Repressalien?“

„Nein, sie war ja alt genug, ich war dreißig damals. Also...“

„Und das ging über welche Zeit?“

„Ich glaube, so gar über ein Jahr. Sie hat mich unter Tränen zum Flugplatz begleitet. Du weißt, als ich über Miami, New York, Island nach Hause geflogen bin?“

„Weiß ich noch. Sie sprach englisch?“ - „Nein.“

„Französisch oder Spanisch?“ - „Nein, alles nicht nötig. Je größer das Land, desto weniger wird eine Fremdsprache gebraucht. Hast Du schon einmal gehört, wenn ein Amerikaner sich in französisch versucht?“

Er sagte das mit einem Grinsen, als wolle er andeuten, dass ich mir dabei mal wieder in die Hose machen würde. „Jan,“ sagte ich seiner Frage vorauseilend, „ich mach mir nicht mehr in die Hose...“

„Oh,“ er entrüstete sich, „würde ich mir nicht erlauben, so zu denken. Wo denkst Du hin?“ Und dann kicherte er. Er dokumentierte ganz offen, dass ihn diese Geschichte mit der Namorada langweilte. Aber warte, mein lieber Jan, ich kriege Dich noch dran.

„Sag, wo habt Ihr Euch denn kennengelernt? Kann doch nicht so einfach gewesen sein, in diesem komischen Land, so wie Du es beschreibst?“

„Na, ja. André schlug eines Tages vor, nach Bahia zu fahren, dort gebe es ein großes Jubiläumsfest mit Umzügen à la Karneval, vielleicht war es auch der Karneval von Bahia, ich weiß das nicht mehr so genau, denn es war September. Ich hatte gerade meinen ersten Job angefangen. War in die Angebotsabteilung einer deutschen Firma geplumpst und berechnete nun die Kosten für eine Lackieranlage für z.B. VW: Einkauf der Komponente 100,00 Cruzeiros, Verkauf der Komponente 650,00 Cruzeiros. Und von diesen 6,5% lebten die...“

„War das nicht ein bisschen viel?“

„Ja, das habe ich meinen Chef auch gefragt. Aber der meinte nur, wenn die Konkurrenz es billiger könne, würde man das akzeptieren - und sich anpassen.“

„Und? Es gab wohl keine – oder?“

„So war das. Und zu VW auch nicht, sonst hätten alleine die schon mehr Druck gemacht. Die deutschen Firmen wollten alle leben dort. Auf der anderen Seite beinhaltet der Aufpreis ja die Planung und das ganze Engineering, Lagerung, Kapitalisierung, Montage, Abnahme, Garantie. Hätten sie Konkurrenz gehabt, hätten sie sich vielleicht mit einem Faktor 5 zufrieden geben müssen. Nur um das mal zu relativieren. Auf der anderen Seite zeigt das Beispiel, dass sie mit dieser Kalkulation keine Angst vor einer Konkurrenz zu haben schienen.“

„Und wie findest Du jetzt zu Deiner Namorada zurück?“

„Kein Problem. Ich fragte meinen Chef, ein Deutscher, der sich dort naturalisiert und folglich seinen Namen geändert hatte, ob ich drei Tage frei haben könnte, um nach Bahia zu reisen. Ich sehe heute noch das verduztte Gesicht. Ein Angestellter nimmt sich drei Tage Urlaub für Bahia. Welch eine Schande. In Bahia mögen sie feiern, aber hin in Sao Paulo wird gearbeitet. Er zögerte und nach nach einer geraumen Weile sagt er: <<Jan, wir investieren in Sie.>> Das war die ganze Begründung, den Urlaub abzulehnen.“

„Es muss ja wohl weitergehen, sonst würde Deine Geschichte keinen Sinn machen.“

„Nein, doch, ja. Klar. Frag ich darauf hin den Chef: „<<Senhor White, können Sie nicht einmal drei Tage nicht in mich investieren?>>“

„Sehr gut muss das gewesen sein. Er hat sicher noch sehr er verduzt geschaut und überlegt, was er da sagen soll, um Dich dennoch nicht fahren zu lassen?“

„Dumm geschaut, hat er schon. Aber, nein, mein Argument hat ihn stillschweigend überzeugt. Aber vorher hat er die Personalabteilung um Genehmigung fragen müssen, und die haben dann mit dem Hinweis auf <<...Ausnahme...>> grünes Licht gegeben. Unbezahlten Urlaub – *naturalmente*.“

An dieser Stelle erlaube ich mir einmal anzumerken, dass im allgemein angestrebt wird, eine Geschichte frei zu erfinden und nicht, sein Leben zu erzählen. Aber diese kleine Geschichte hat es so in der Realität wirklich gegeben, und ich bin eigentlich stolz darauf, ein authentisches Mosaiksteinchen einflechten zu können.

„Also, wir haben uns Karten gekauft, Buskarten, versteht sich, und sind zu später Abendstunde zum Busbahnhof getieget. Unseren Bus gesucht, eingestiegen und abgefahren. Super Busse. Komfortbusse. Dass die Reifen kaum Profil hatten, hat niemand gestört. Ist ja auch unwichtig in einem Land, in dem es nie regnet. Und im September regnet es nicht.“

„Das muss doch eine lange Reise gewesen sein. Bahia, das muss doch hoch im Norden liegen?“

„Ja. Wie sind etwa 24 Stunden gefahren oder auch noch länger. Weiß ich nicht mehr. Jedenfalls, der Bus hat alle zwei Stunden an irgendeinem Kiosk angehalten, man konnte pinkeln gehen, und wieder etwas trinken oder essen oder auch weiterschlafen. Der Bus war vollbesetzt, aber es herrschte ein zivile Atmosphäre, manche unterhielten sich leise, manche gingen durch den Bus auf und ab, um sich die Beine zu vertreten, was ich erst bei der Rückreise verstanden habe, da habe ich nämlich geschwollene Fußgelenke bekommen.“

„Du erzählst das so als sei das dennoch ein Erlebnis gewesen?“

„Ja, das war es für mich wie für den André. Eben auch ohne die Marcia.“

„Ja, wann taucht die denn endlich auf?“

„Ja, die war im Bus. Mit einer Freundin, die beiden fuhren ebenso nach Bahia. Saßen unweit von uns. Hatten diese beiden Europäer entdeckt und schienen sich für sie zu interessieren. Sie wollten unbedingt mit uns ins Gespräch kommen, was während der Busfahrt nicht so einfach war. Aber dafür konnte man sich ja während den Pausen unterhalten, sich einen Kaffee anbieten, oder ein Gebäckstückchen. Der André war sehr freundlich zu den Mädchen, er spielte seinen gelassenen französischen Charme auf und die Mädchen verhielten sich wie zwei kleine anhängliche Katzen. Ja, und da war noch eine andere junge Frau, so Anfang dreißig, aber ein ganz anderer Typ. Äußerst selbständig und etwas herb.“

„Und die Verpflegung?“

„An diesen Kiosks konnte man sich gut versorgen, die waren darauf eingerichtet, auch mitten in der Nacht. Meistens waren belegte Sandwiches vorbereitet oder man konnte eine Portion Rührei mit krossem Speck bekommen, weißt Du, so wie in den Staaten. Dazu Kaffee, Kaffee, Kaffee. Milchkaffee oder ein Cafézinho, das ist der kleine Kaffee, aber nicht so stark wie der Espresso. Und irgendwann sah ich, wie die beiden Mädchen sich intensiv mit der anderen jungen Dame unterhielten.“

Die Tagesfahrt war natürlich *ein Gedicht*. Mit dem Bus durch einen Subtropischen Kontinent zu fahren, das hat schon etwas für sich. Du fühlst dich ein bisschen so, als seist du im Paradies. Palmen, Meer, Strand. Dann wieder Weiden mit diesen brasilianischen weißen Kühen darauf, die solch einen ominösen Höcker haben.“

„War es ein Paradies für Dich – oder besser, blieb es das?“

„Nein, die Tropen oder Subtropen sind kein Paradies. Es ist schön – für unsere Augen. Aber ein Paradies?“, und dann fiel ihm ein hübscher Vergleich ein: „es ist so sehr ein Paradies wie die Mädchen im Traum Engel sind.“ Und dann weiter:

„Als wir dann in Bahia ankamen, ich glaube, es war abends spät, wir hatten uns mit den beiden Mädchen lose für den nächsten Tag verabredet, wollten wir uns ein Hotel suchen gehen. Unweit von dem Busbahnhof. Just in diesem Augenblick tritt die junge Dame auf und zu, um uns ihr Hotel zu empfehlen, nicht teuer aber ordentlich. Und so begleiteten wir sie zu diesem Hotel, bedankten uns bei ihr für die Freundlichkeit und checkten dort ein.“

Und weiter: „Morgens früh, Frühstücksraum, frisch sauber, freundliche Bedienung, und als Frühstück: Kaffee, Milch, weiße Brötchen, Butter und Zucker!“

„Das war alles?“

„Vergessen habe ich wohl, dass es ein Stück frische und gekühlte Melone gab.“

„Wie habt ihr geschlafen?“

„Hervorragend. Endlich ein Bett, eine Dusche.“

„Ich meine, hattet ihr ein Doppelzimmer?“

„Ja, klar. Wir haben gelebt wie ein Schwulenpärchen. Nein, der André war ein angenehmer

Mitbewohner. Wenn dich da etwas stört, kannst du eine solche Reise vergessen. Denn wenn es nachts nicht geht, geht es am Tage auch nicht.“

„Aber angenehm reicht nicht, meine ich,“ Worauf ich hinaus wollte, war etwas anderes, etwas mehr an Zugeständnis, „da rummst es schon mal im Schlaf, und das muss man ertragen können - oder?“

Jan lachte. „Ja, Du bist eine Ehe-erfahrene junge Frau und Mutter. Ist richtig. Das muss man ertragen können. Ja, das stimmt. Ich habe nie darüber nachgedacht, aber in gewisser Weise liebte ich ja diesen André. Ich kann mich nicht erinnern, aber einen Furz hätte mich nicht gestört. Ja.“

So genau wollte ich es auch nicht wissen, aber ich hatte ihn ja dazu provoziert.

Ich erinnerte mich an meine Zeit in Frankreich mit Jan, da kamen gelegentlich auch Geräusche auf, die einen fragen ließen, könnte ich mit diesem Menschen zusammen leben?. Und ich war mir eigentlich klar darüber: ja, mit dem Jan hätte ich leben können. Mit Horst konnte ich auch leben, schon, dennoch war da für mich ein gradueller Unterschied zu erkennen. Ich war versucht, ihn zu fragen, ob zwischen ihnen nie eine erotische Beziehung aufgekommen sei, aber ich ließ es in Anbetracht unserer einschlägigen Diskussionen bleiben. Die verbreitete Annahme, dass Gelegenheit Diebe macht, hatte sich auch für mich inzwischen als Märchen herausgestellt.

„Und dann?“

„Und dann sind wir erst einmal in die Stadt gegangen. Und du hast sofort das Gefühl, du befindest dich in Afrika: dicke Negermamas in ihrer sauberen Tracht bieten dir auf dem Bordstein sitzend, - was sage ich sitzend?, hofhaltend!, etwas zu essen an. Man hatte uns vorher gesagt, dass man sich da bedenkenlos bedienen lassen kann, z.B. kleine Maiskuchen mit pikanten Soßen. Dann in den Straßen Capoeira tanzende junge Männer. Wohin du schaust, alles bunt. Geschäftigkeit wohin du blickst. Da taucht man in eine fremde Welt und entdeckt plötzlich seine großen Kinderaugen wieder, die man schon stumpf glaubte. Einfach wunderbar. Vor allem, wir hatten das Gefühl, irgendwie zu Hause zu sein; es war ja nun auch unser Land.“

Ja, das konnte ich ein bisschen nachvollziehen. Da kann man hinreisen, wohin man will, dieses Gefühl wird einem Touristen bestimmt nie vergönnt sein. Aber ob der Jan das heute auch noch so erleben würde, nach dem man die Welt in gut einem Tag bereisen kann? Die Karibik liegt ja schon fast vor unserer Haustüre und bietet kein Abenteuer mehr. Von wegen Captain *black beard*...

„Am Nachmittag fuhr uns der Hotel-Manager ein bisschen durch die Gegend. Er bestand darauf. Mit einem riesigen Schlitten. Er hielt unter anderem an einer Kirche, auf einem Berg gelegen, von der man eine wunderschöne Aussicht hatte. Beim Betreten der Kirche sahen wir aber Schreckliches. Da hingen wachsfarbene Beine und Arme und sonstige Details herum. Wir waren schockiert. Ja, erklärte uns der Manager, mit diesen Attributen – ich weiß gar nicht, wie ich das benennen soll, Devotionalien vielleicht? – aus Plastik oder Wachs wollten die Gläubigen ihre Jungfrau Maria bitten, sich den Leiden ihrer selbst oder ihrer Lieben anzunehmen.“

„Mein Gott, Jan. Ich habe das schon einmal im Film gesehen. Aber ist das nicht irgendwie traurig? Und die Kirche spielt dabei mit?“

„Ja, klar. Bahia ist sehr stark afrikanisch. Es ist wohl ihr Klima. Und die Leute haben ihre Sitten eingebracht, so wie weiland die Germanen ihren Tannenbaum und ihre winterliche Heimseligkeit, nehme ich an. Mittlerweile kennt man das bei uns – ich meine durch Filme. Aber damals war das für uns ein echtes Erlebnis.“

„Das glaube ich auch. Aber diese Art von Aberglauben erschreckt mich doch.“

„Gerlinde. Werde bitte wach. Der Katholizismus, und der Evangelismus nimmt sich da nicht besser aus, ist nur eine besonders weitverbreitete Art von Aberglauben. Glaub's mir einfach.“

„Jan, Du bringst es noch so weit, dass ich aus der Kirche austrete. Aber dann werde ich von meiner Familie verstoßen, und Du musst mich heiraten.“

„Erspare Dir das, bitte. Und das, obwohl bestimmt keiner von denen etwas um den Lieben Gott gibt

– ist das nicht richtig?“

„Ja, so ziemlich, aber es hilft, die Familie zusammen zu halten.“

„Ja, und das war der Gedanke von dem weisen alten Abraham – nicht mehr, nicht weniger.

„Gut. Aber sonst weißt Du offensichtlich nicht mehr viel über Bahia?“

„Nein, nicht so viel. André und ich sind dann etwas außerhalb der Stadt zu einem fast verlassenen Strand gewandert. Wir saßen unter Palmen, schwammen im glasklaren Wasser des Atlantik; es war einfach wunderschön. Am Strand dann: kein Mensch weit und breit. Aber dann kam ein Brasilianer vorbei, so ein richtiger, wie soll ich das beschreiben, na so einer vom Land, solch ein Gebräu aus weiß und schwarz und was weiß ich alles. Eigentlich keine schönen Leute, so etwa wie bei uns die Leute auf dem Lande...“

„...etwas rustikal, halt.“

„Richtig, etwas rustikal. Wir fragten ihn, ob er uns eine Kokosnuss herunterholen könne. Und tatsächlich, sein Gesicht erhellte sich, er lächelte etwas, sein Gesicht wurde richtig schön dadurch. Empfing Vertrauen, strahlte Vertrauen aus. Er legte seine Jacke, die er so in der Hand trug, beiseite und kletterte barfuß den Baum hinauf. Irre, einfach irre. Als normaler Mensch kämest du keinen Meter hoch. Er ging da hoch, wie ein Affe, löste und schmiss, oben angekommen, zwei Kokosnüsse hinunter. Als er den Boden erreichte, entlohnte ich ihn, ohne dass er etwas verlangt hätte, und er ging freundlich grüßend davon. Ja, das war es auch schon.“

„Super, aber was habt ihr mit den Nüssen gemacht?“

„Mit den Nüssen? Das waren ja diese grünen frischen Nüsse. Wir haben ein Loch gebohrt, mit einem Messer, und die Milch getrunken. Köstlich.“

Ja, das hatte ich schon im Film gesehen, aber eben auch noch nicht erlebt. Diese kleinen Geschichten sind es, die das Leben ausmachen, und in der Art, wie Jan diese Geschichte und die anderen Geschichten erzählte, zeigt, welche Bedeutung sie für den älter werdenden Menschen besitzen. Und nicht nur das, sie wollen auch 'raus, diese Geschichten, sie wollen erzählt werden, wollen, dass andere teilhaben und Erfahrungen aufnehmen, ermutigt werden, diesen Lebensweg zu gehen oder auch zu lassen. So muss es gewesen sein in der Zeit, als die Menschen noch nach anderen Territorien Ausschau hielten, vorsichtig durch die Gegend streiften, um dann nach ihrer Rückkehr ihrem Clan berichten zu können, dass sie dort und dort hingehen könnten, dort sei es ungefährlich oder eben nicht, fruchtbar oder eben nicht. So, wie Bienen sich unterhalten, kommt es mir beim Schreiben in den Kopf.

Und dann stelle man sich vor, der Jan hätte bei der ersten Ablehnung seines Chefs aufgegeben. Pflichtbewusst, auf eine Belohnung hoffend in der unendlichen Zukunft eines Berufslebens. Nein, würde er sagen, so schöne Kinder kann mir eine Frau gar nicht machen, als dass ich für deren Unterhalt meine kleinen Abenteuer *sausen* lassen würde. Das war seine Natur, der er folgen musste. Nicht den Anforderungen seiner Umgebung. Den Preis dafür wird er bezahlen müssen, wird er freiwillig bezahlen, und er wird noch ein Trinkgeld obenauf legen.

„Und Marcia, Deine Namorada - nun?“

„Ach ja, da gibt es nicht viel zu erzählen. Sie kam zum verabredeten Ort zur verabredeten Zeit – allein, ohne Freundin. André hatte nicht nur begriffen, dass er out war, er hatte auch gar kein Interesse. Er war die Aufmerksamkeit in Person, aber ohne jegliches Interesse an einer Frau. Er wird mir über fast zwei Jahre erklären, er habe kein Interesse an Frauen – mehr noch, er wird mir sagen, dass er da in Frankreich mal etwas hatte – klar, mit einer Frau, und dass er von Frauen die Finger lasse.“

„Und das stimmte?“

„Ja, es stimmte genauso, wie es gelogen war. Soll ich es Dir gleich erzählen, oder wollen wir es uns

aufheben?“

„Ach, doch lieber aufheben. Erzähl weiter. Ich bin jetzt auf dem Marcia-Trip.“

„Also, wir aßen zu dritt ein Eis, wir unterhielten uns zu dritt. Der André störte nicht. Marcia mochte ihn von Anfang an. Einfach so. Und mich störte er auch nicht. Und der André mochte die Marcia auch. Sie war frisch, offen, schnell im Denken und Antworten, hatte eine Meinung über die Dinge dieser Welt, und machte keinen Hehl für ihre Vorliebe: Die Bekanntschaft meiner wertigen Person.“

„Eingebildet bist Du ja nicht?“, scherzte ich. Warum sollte sie auch nicht an ihn interessiert sein? Offensichtlich war sie eine emanzipierte junge Frau, die wusste, was sie wollte. Und wenn wir schon dabei sind, wollen wir auch gleich den Mythos kippen, dass Männer sich die Frauen aussuchen. Sie dürfen werben – diese Armen. Doch, doch.

„Nein, nicht nötig. Ich war jung...“

„...und schön.“

„Nein, jung war ich mal, aber über Schönheit habe ich mir keine Gedanken gemacht. Schlimm genug, wenn Männer schön sind, noch schlimmer, wenn sie es selber bemerken.“

Also, das hätte auch von mir sein kommen. Ich hätte vielleicht doch erst einmal warten sollen, was er denn zu sagen hatte.

„Noch mal, ich war jung, und wir waren sicher einem gewissen europäischen – oder auch amerikanischen Kulturkreis zuzuordnen. Das hilft über die größte Not hinweg.“

„Die Amerikaner waren sicher noch begehrter als ihr – oder?“

„Wir haben kaum einen Amerikaner gesehen. Ich meine junge Leute in unserem Alter. Spanier, Portugiesen, Deutsche und Schweizer, hauptsächlich. Aber, was hat ein Amerikaner in Brasilien zu gewinnen? Portugiesisch muss er auch noch lernen. Hast Du schon einmal...“

„...einen Amerikaner portugiesisch sprechen hören? - Nein. Und...“

„...schon gut, Du frecher Mensch. Also, irgendwann hatten wir Kontakt mit Studentinnen in Sao Paulo, und dabei wurde getanzt, und ich lernte so ein bisschen eine hübsche junge Dame kennen, nein eigentlich nicht kennen. Wir tanzten halt des öfteren miteinander, und sie nannte mich immer *Americano*, und wenn ich reklamierte, dann ließ sie es nicht gelten. Sie wollte, dass ich ein *Americano* sei. Sie habe ein faible für die *cabeças longas*, für die *Rechteck-Köpfe*, gestand sie mir.“

Erstaunlich, wie selbst gebildete Leute eine ganze Nation auf eine Kopfform reduzieren können.

„Gut, und weiter. Was war da mir der Marcia?“

„Nicht viel weiter. Die junge Frau bedeutete mir, dass sie und ihre Freundin mit Freunden verabredet seien während der Feierlichkeiten, und so verabredeten wir ein Treffen für später in Sao Paulo.“

Also, der Umzug war großartig. Im Halbdunkel der Straßen, lauter bunte und erotisch gekleidete junge, gut gebaute Leute, zu Samba tanzend. Das muss man einmal mitgemacht haben. Ob das Rio sein muss, weiß ich nicht. André und ich waren begeistert von *unseren* neuen Landsleuten. Eine Stimmung herrschte dort, - man hätte sich hineinlegen mögen.“

„Und es ging dort zivil zu? Nicht wie in Woodstock später?“

„Nein, um Gottes Willen, Brasilien und besonders Bahia ist streng katholisch, der Umzug wäre auch für Pastorentöchter angemessen gewesen. Jedenfalls ist das meine Erinnerung. Sicher wird sich so mancher Busch auch auf zwei Paar Beine gefreut haben. Wie überall auf der Welt. Aber dort handelte es sich ja um geschlossene Gesellschaften, die wollen sich doch am anderen Tag wieder in die Augen sehen können. Nein, nicht wie in Woodstock, bei dieser Ansammlung in Hysterie verfallener *nobodies*.“

Ja, das könnte sein, für mich persönlich hatten die Berichte über den Karneval in Rio immer etwas Laszives an sich. Vielleicht aber findet das nur in den Köpfen der Betrachter in der Ferne statt, wo mehr Wunsch als Wirklichkeit herrscht als vor Ort.

„Aber dabei fällt mir eine kleine Geschichte ein, nur damit ich Deinem Bedürfnis nach Erotik auch gerecht werde.

André und ich schlenderten tags darauf durch die Peripherie der Stadt und so auch durch die Grünanlagen, wir setzten uns auf eine Bank, unterhielten uns. Und dann kamen drei jungen Grazien, Milchkakao-farben und recht ansehnlich, setzten sich in unserer Nähe ins Gras, kicherten mit einander, und so kamen wir mit ihnen ins ein kleines Geplänkel.

Ja, sie wohnten in der Nähe der Stadt, ob wir nicht mit hinaus kommen wollten, es sei sehr schön dort draußen. Aber weder der André noch ich waren irgendwie bereit, auch nur darüber nachzudenken. Sie seien vierzehn, fünfzehn und sechzehn Jahre alt, sie gingen noch zur Schule und könnten eigentlich etwas Geld gebrauchen. Und dann zeigte die wohl ältere hinüber zur Jüngeren und meinte, diese dort sei noch eine Jungfrau, worüber alle drei und wir auch lachten. <<Nein>>, sagte ich dann wohl so daher, <<das glauben wir aber nicht.>> Worauf die so Angesprochene schlagfertig reagierte: <<vamos provar?>>

Und dann kicherten die drei wieder wie junge Gänse.“

Diese Geschichte war sicher lustig gemeint und im Prinzip ja auch harmlos; aber irgendwie stimmt es doch ein wenig betroffen, wenn die weiblich Konkurrenz, zumal so jung, so leichtfertig mit sich selbst und anderen umgeht. Nicht nur, dass sie Krankheiten in die Welt tragen, sondern auch eine Unmoral, an die man sich gewöhnen und von der man abhängig werden kann, und nebenbei die Schwere des Lebens verkennen lässt.

Ob ihn das denn angemacht hätte und er vielleicht Gebrauch von dem Angebot gemacht habe oder gerne gemacht hätte.

Nein, gewiss nicht, antwortete er mir in völlig abgeklärtem Ton. Weder sei ihm danach zu Mute gewesen, noch lasse er sich von solch kindischen Angeboten anmachen.

Und das war es wohl auch, was mir am Jan gefiel. Wenngleich kein Kind von Traurigkeit war er doch offensichtlich kein Mann, der sich darauf einlassen würde, im Tierpark zu wildern. Und unter dieser Art von vor Geilheit sabbernden alternden Männern musste ich ihn auch nicht einordnen.

Der Abend war lang gewesen, und wir würden uns sicher wiedersehen.

Der Pilot Leo

Ich hatte meinem Leo am Nachmittag grünes Licht für ein Computer-Spiel für eine begrenzte Zeit gegeben – und er wählte den Luftkampf mit den Japanern im Pazifik.

Und natürlich war er wieder nicht mit seinen Leistungen zufrieden, wieder schien er *die Kiste nicht herum zu bekommen*. Sein Flugzeug schien zu instabil, die Strömung riss dauernd ab und er drohte abzustürzen.

„Leo?“

„Ja?“

„Sag, wie kommst Du denn mit Deinen wingmen klar? Du scheinst ja alles alleine machen zu wollen - oder?“

„Hm? Wingmen?“

Aha, er wusste noch nicht, was das war, und der Vater hatte es ihm auch noch nicht beigebracht.“

„Ja,“ wiederholte ich, „Deine Wingmen, Deine Flügelmänner, Deine Kumpel. Was machen die?“

„Weiß ich nicht. Da fliegen immer ein paar andere auch herum. Aber was die machen, weiß ich

nicht. Ich habe ja keinen Kontakt zu denen!?“

Ich rieb mir schon die Hände, und ich merkte, wie es mir Lust bereitete, diesem Zwerg etwas voraus zu haben, d.h. natürlich weniger ihm als seinem Vater. Ingeheim und unterbewusst konkurrierte ich ja eher mit diesem.

„Aber Leo,“ bemerkte ich gelassen, „Flieger kämpfen doch in Rotten, so wie Jäger auf der Jagd: ein Jäger treibt das Wild aus dem Dickicht, und der andere erschießt es...“

„Aber Mama, Du meinst, wir sind hier im Wald?“

Frecher Kerl, der da.

„Nein,“ lachte ich über seine Bemerkung, „aber der Vorteil ist überall der gleiche, wenn Menschen zusammenarbeiten und sich gegenseitig helfen. Achte einmal darauf, was die anderen Flugzeuge aus Deiner Gruppe da machen, wenn Du da in der Gegend herumfliegst. - Übrigens, jetzt wo Du schon so ein tapferer Pilot bist, meinst Du, Du könntest vielleicht *Mutter* zu mir zu sagen? Mama, das klingt so fürchterlich kindisch, als wolltest Du noch bei mir nuckeln?“

Da kicherte der große Pilot ein bisschen und staunte doch nicht schlecht. „Aye aye, Mutter. - Aber sag mal, woher weißt Du davon?“

„Aber das weiß man doch, so alt wie ich schon bin?“

„Das glaube ich aber nicht, das muss man irgendwo lernen, das ist viel zu kompliziert.“

Meine Bemerkung half nicht viel. Er bekam da etwas nicht auf die Reihe.

„Sag, Mutter, soll ich auch zum Papa *Vater* sagen?“

„Oh, das musst Du selber wissen. Wenn Du meinst, Du kannst das mit Dir vereinbaren, dann frag' ihn am besten.“

Dabei fuhr ich ihm durch die blonden Locken und war ganz dick stolz auf meinen Ableger.

Am Abend, der Horst war nach Hause gekommen, da erzählte der Leo dem Vater so ganz nebenbei, dass die *Mutter* wolle, dass er jetzt Mutter sagen solle, ob ihm die Bezeichnung *Vater* anstelle von Pappi denn auch recht sei. Na, und jetzt staunte der Horst, der *Vater*, aber nicht schlecht. Ja, gut, es sei ihm schon recht. Ja. Er sei ja jetzt ein großer Junge, ja, gut. Und dann kam der Leo auf das Thema *Wingmen*. Und da staunte der Horst erst recht – wissend, aus welcher Ecke denn die Anregung stammte.

Ja, ja, er wisse um die Wingmen und um ihre Aufgabe. Er erklärte in groben Zügen die Taktik der Amerikaner und ihre Vorteile gegenüber den Japanern, denen offensichtlich diese Taktik erst einmal unbekannt war, in groben Zügen. Er selber sei aber noch nicht soweit im Programm, als dass er damit wirklich etwas anfangen könne, und dann habe er den Verdacht, dass das Programm die wirkliche Bedeutung der Wingmen nicht wiedergeben könne, so als wollten die Amerikaner nichts darüber verraten, oder vielleicht auch, dass die Zivilisten, die das Programm ja schrieben, selber damit nicht klar kamen.

Aber, und dann schälte er den Profi-Pädagogen heraus, das Wichtigste schien ihm zu sein, dass der kleine Junge nicht zu tief in diese Welt eintauche, sondern dass er es spielerisch nehme, und auch für später, wenn er reifer sei, noch etwas übrig bliebe. Außerdem fürchte er, eine gewisse Abhängigkeit zu erzeugen oder auch nur zuzulassen; und das wolle er nun wirklich vermeiden.

Ja, da saß ich mit meinem und Jan's Latein. Nein, nein, lenkte der Horst ein, es sei schon in Ordnung, ihn darauf aufmerksam gemacht zu haben. Er werde das dann schon wieder relativieren. - Peng. Der Vater – der Relativierer, der, der alles im Griff hat. Fürchterlich, diese Männer, diese Väter. Herr, wo bleiben wir Frauen denn da nur? Am Herd? Ist das alles?

Und der Leo? Der hatte die ganze Zeit interessiert zugehört, was da verhandelt wurde. Kindern kann man nichts vormachen, sie begreifen genau und präzise, wer denn hier welche Karten hat. Und

ich dachte, wenn ich wieder mit ihm alleine sein werde, dann wird er mich wahrscheinlich leicht verächtlich anschauen, als wolle er sagen: *Mutter, lass uns Männer nur machen!*

Aber dies war nur in meinem Kopf. Später wird er sagen: „Mutter, da hast Du ein tolles Thema angestoßen. Ich weiß jetzt viel mehr darüber,“ und mich mit einer banalen Erkenntnis konfrontieren, die mir auch der Jan vorenthalten hatte:

„Aber weißt Du, Mama? - Mutter? Was ich schon gelernt habe? Man darf nicht so einfach losballern, wenn man einen Feind glaubt im Visier zu haben! Man muss höllisch aufpassen, dass einem noch Munition übrigbleibt, sonst läuft man...“

„...später wie ein Hase vor dem Jäger her. - Ist es das?“

„Mein Gott, Mama, äh, Mutter. Du bist ja ganz schön fit. Ich werde den Papa..., den Vater, fragen, ob er nicht einen zweiten Computer kauft, dann fliegen wir gemeinsam, und Du bist dann mein Wingman – okay, - Mutter?“

Die Geschichte von den Kohlrouladen

Ich traf Jan. Und wir gingen zur Abwechslung in den Ratskeller. Eigentlich war das Jan's Lieblingsplatz, den er gerne mit Freunden besuchte. Er trank dort gerne ein *Halbes Dunkles*, aß gerne eine Lammhaxe mit Kartoffelklöße, berauschte sich ein wenig an der Stimmung dort. Eigentlich, sagte er, sei er ein gemütlicher Mensch, der diese Atmosphäre genieße. Und so gab ich heute nach; denn im allgemeinen war es mir dort zu laut, man konnte kaum sein eigenes Wort verstehen, geschweige denn sich konzentrieren.

Aber heute schien es, als sei es leiser als sonst. Ich erzählte Jan die Geschichte mit dem Piloten Leo, und der Jan lachte aus vollem Herzen: „Na,“ sagte er, „da habe ich wohl die Familie richtig aufgemischt – oder?“

„Ja, scheint so. Aber was sagst Du zu den Ausführungen vom Horst?“ Ich wollte das schon ganz gerne wissen und nicht zulassen, dass Jan seine Verlegenheit hinter seinem Lachen versteckt.

„Oh, das ist gut, was er da sagt. Ich glaube, ja, das ist gut. Wahrscheinlich hätte ich ähnlich reagiert. Aber vielleicht doch nicht so intellektuell? Aber ja, das war gut. Mein Gott, Gerlinde, ihr seid die Erzieher. Ich denke nicht, dass meine Anregung falsch war. Bitte, rede mir das nicht ein. Ich denke, die Reaktion zeigt ja, dass Du an Respekt gewonnen hast. Das ist mir wichtig.“

Und dann wurde er etwas nachdenklich und fuhr fort: „Weißt Du, meine Mutter war die, die sich um mich kümmerte. Der Vater hatte seine geschäftlichen Sorgen, wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre ich heute vielleicht stolzer Besitzer einer Würstchenbude. Und meine Mutter ist mir gerade aus diesem Grunde, dass ich mich mit allem an sie wenden konnte, besonders dankbar in Erinnerung. Ich denke, das ist nicht selbstverständlich, aber um so wichtiger.“

„Jan, Du hast mir nie etwas über Deine Kindheit erzählt. Gibt es da ein Geheimnis?“

„Nein, nein, das schon nicht. Aber das ist eine Geschichte wie die der Conchita. Die kann man nicht so kurz fassen, wenn man denn dem Sujet gerecht werden will. Und ich erzähl sie Dir einmal, wenn wir viel Zeit haben -wenn Du das nächste Mal nach Frankreich kommst.“

„Oh, das kann lang werden und auch gar nicht passieren.“

Er schaute traurig, künstlich traurig, es war einer seiner vorsichtig angedeutete Faxen. Und man musste ihn schon gut kennen, um dahinter eine ehrliche, tiefe Traurigkeit erkennen zu können.

„Dann eben, wenn wir beide alt und grau sind, auf einer Parkbank sitzen, oder noch besser,“ plötzlich schien er eine berückende Idee zu haben: „wenn wir in Rente sind und uns hier regelmäßig zu einem *Dunkel* treffen – Hmm? Ich hoffe, ich werde dafür immer etwas Geld in der Tasche haben.“

„Jan, wie soll das gehen? Du bist zwanzig Jahre älter als ich?“

„Was? So alt bin ich schon? Pfui-Teufel.“

Er war etwas angetrunken aber gleichsam lieb. Er verriet mir, dass er festgestellt habe, wenn er wenig oder lange nichts gegessen habe, wirke sich der kleinste Schluck fatal aus. Na ja, fatal sei vielleicht etwas übertrieben, ob er mir eine Geschichte erzählen dürfe? Die Geschichte von den Kohlrouladen?“

Na gut, wenn schon nicht seine Kindheit, dann etwas über Kohlrouladen: „Wo ist der Unterschied?“

„Ja, wirklich. Kohlrouladen und Kinder blähen wie die Pest. Also Kohlrouladen war mein Leibgericht zu Hause. Das heißt: Wirsingrouladen, stark angesmort und gut gegart! Also, wir hatten Gäste eingeladen, ein Ehepaar, ich glaube zu meinem Geburtstag, und ich hatte versprochen, Kohlrouladen zu kochen. Es war am Samstag. Ich fing schon um 15 Uhr damit an, den riesigen Kohlkopf zu zerlegen, die Blätter zu reinigen und heiß zu überspülen – so in Richtung *blanchieren*...“

„...Du warst fit im Zubereiten von diesem Gericht?“

„Nein, das war ich nicht, Geduld, Du wirst schon sehen. Also, dann machte ich das Gehackte fertig, bestimmt ein Kilo für vier Rouladen: Pfeffer, gut Salz, Herb de Provence, Knofi und eingeweichtes Weißbrot. Gut gemischt.

Da war es schon 16 Uhr. Jetzt suchte ich Garn für die Rouladen. Aber ich fand keines. So rief ich bei der Franziska an, und die schickte sofort ihren Sohn los, um mir eine Rolle Garn zu bringen. Das also klappte.

16 Uhr 30: Ich fing an die Rouladen zu formen, das heißt die Blätter ausbreiten, Gehacktes einlegen und einwickeln. Vorher musste aber das Gehackte abgeschmeckt werden. Und da ich eine Aversion gegen rohes Fleisch habe – es war ja auch etwas Schweinefleisch darin – musste ich mich arg überwinden, das durchzuführen. Aber ich überwand mich.

Schock! Das Fleisch war total versalzen. Kaum essbar. Aber – que fair? - ich hatte nichts anderes!

Ich war aufgelöst – so kurz vor dem Nervenzusammenbruch. Ich trank erst einmal eine Tasse Tee und versuchte mich zu beruhigen.

17 Uhr: Ich fing an, die Kohlrouladen zusammen zu rollen und stellte fest, die Blätter sind nicht genügend *blanchiert*, sie waren viel zu hart, als dass man eine ordentliche Rolle daraus formen konnte...“

Ich musste lachen. Wer kennt das nicht, dass man einem Besuch etwas Neues zukommen lassen möchte – und nichts gelingt?

„Du lachst, stell' Dir die Situation vor...“

„Jan, das tue ich ja gerade. Mach weiter. Kann nicht mehr lange gehen.“

„Doch, und wie. Also ich fange an zu rollen. Es wird eine rrrriiesige Roulade daraus, so groß...“

Er zeigte mir mit den Händen eine Rolle von mindestens 20cm Durchmesser. Ich kicherte: „Und dann?“

„Und dann? Dann habe ich sie mit Garn umwickelt – nur, das Garn brach alle 10cm. - Schocking - die Zweite. Ich hatte schon eine Roulade in der Hand, um sie gegen die Wand oder durchs Fenster zu werfen. Die Franziska gestand mir am Telefon, sie habe die Rolle von ihrer Mutter bekommen, und sie habe die Festigkeit nicht geprüft. Die Mutter war ca. 80 Jahre alt. Und die alte Frau hatte außer, dass sie niemals die Fenster putzte, auch sonst nie – nichts – angerührt – außer Bücher, natürlich!“

Nun, jetzt merkte ich auch mein Bier, wie es mich in Stimmung versetzte, und ich anfang, mich glücklich und wohl zu fühlen, um auch über Nichtigkeiten zu kichern.

„Ich wickelte also ganz sanft um die Rouladen herum. Sie wurden aufgrund dessen noch einmal größer als ich dachte oder befürchtete...“

„Und dann hast Du sie endlich in die vorbereitete Kasserolle gelegt und geschmort.“

„Ja, fast. Nur – in die Kasserolle gingen zwei Rouladen hinein. Ich wollte eigentlich darin derer vier garen. Ich war verzweifelt.“

18 Uhr. Ich entschied mich für das Backblech. Nie! - hätte ich das gewagt, aber ich sah keine Alternative mehr. Also, Fett aufs Blech, Zwiebeln angebraten und aufgelegt, Ofen vorgeheizt, 220°C. Kohlrouladen aufs Blech gelegt. Ab in den Backofen. 10 Minuten schmoren, umdrehen, 10 Minuten schmoren, mit etwas Wasser ablöschen, Garen! Ich weiß nicht mehr wie lange. 'Ne Stunde oder eineinhalb? Ein paar mal drehen. Dann Soße binden...fertig“

„Mein Gott, Jan, das war eine koch technische Odyssee – oder?“

„Mehr als das. Ich musste ja auch noch den Tisch decken.“

Also, es war 20 Uhr *pile*, ich wiederhole mich, ich war fix und foxy, eigentlich hätte ich 'ne Dusche gebraucht, aber nein....es klingelt und die Gäste kommen. Franziska auch. Also, Küsschen hin, Küsschen her, wir setzen uns in die Sessel und ich biete einen Aperitif an – und, deshalb erzähle ich Dir den ganzen Scheiß: ein einziger Schluck, und ich fühlte mich *total besoffen*. So etwas von besoffen war ich in meinem ganzen Leben noch nicht gewesen. Mir drehte sich alles, ich lallte, ich dachte, gleich fällst du – also ich - aus dem Sessel und bist tot.“

„Und?“

„Nicht viel *Und*. Nach einer kurzen Zeit hatte ich mich dann wieder erholt.“

„War das die ganze Geschichte? Wie war die Roulade?“

Pass auf:

„<<Schan,>> fragte mich die Gästin Mareykje, eine Holländerin, weißt Du, die Holländer können dreißig Jahre in Deutschland leben, die lernen nicht mal die Grundbegriffe der Aussprache, <<Schan, wasch chasst Du denn da chönes cchekoocht? Das dofftst aber chut.>> - <<Na,>> sag ich, <<ich habe mich an Wirsingrouladen versucht, aber es ist mir nicht gelungen, aber ich weiß nicht, was ich Euch sonst anbieten könnte?>>

<<Ach, was Du so erzählen tust, wenn der Abend lang ischt. Das ischt bestimmte wass cchance Bessonderres, hey?>>

Ja, und dann habe ich uns einen Wein eingeschickt, einen weißen Bordeaux, mit Hilfe der Franziska jedem eine Roulade auf den Teller geknallt, etwas Kartoffelpüree, den die Franziska mitgebracht hatte – und Prost, viel Spaß beim Auswickeln. - Und dann der erste Bissen: Die Mareykje hat es dann in Worte gefasstttt: <<Schan, bisst Du aberr ein alter Heucchler (wie soll ich nur dieses gutturale *ch* darstellen?). Icch habb ja so'was Leckccheres noch nie cchecchessen.>> Und tatsächlich, die Roulade war *saugut* geworden.“

„Und das viele Salz...?“

„...war einfach in die Blätter vom Wirsing gewandert, und der schmeckte *himm-lisch*.“

Ja, das war die Geschichte vom Kohlrouladen-Jan. Und da bin ich einfach versucht anzumerken, dass diese Geschichte so oder ähnlich wirklich geschehen ist, und ich mich frage oder befürchte, mich fragen lassen zu müssen, ob sie deshalb minder Wert ist?

Taugt nur Erfundenes etwas – oder darf es auch mal etwas wirklich Erlebtes sein? Vielleicht fehlen in der Erzählung die Randbedingungen: die blauen Linoleum-belegten Stufen, die zu Jan's kleinem Dachgeschoss- Appartement führten, oder der Küche mit Dachschräge, die Erläuterung, dass sie nur ein Oberlicht hatte, und auch nur mit Quelle-Möbeln bestückt war. Aber vielleicht auch die Beschreibung des großen Wohnzimmers mit einer vier Meter langen Panorama-Scheibe mit Sicht über den gesamten See in Richtung Alpen. Der Bericht über den weißen Berberteppich, der schon

den kleinen nackten Arsch einer ihn besuchenden Kollegen gespürt hatte, und die schönen Lehmann-Bilder, die Beschreibung des großen Vitrinenschrankes von Asko, den Jan sich von seinen ersten Gehältern geleistet hatte, und dem Tischmöbel aus Spanien. Eine Umgebung, in der sich die Franziska wohl fühlte und auch die Gäste, auch wenn der Fernseher auf einem chinesischen Schließkorb stand. Als Weingläser dienten nichts Geringeres als mundgeblasene Gläser von Hutschenreuther. Als Weingläser dienten nichts Geringeres als Mund geblasene Gläser von Hutschenreuther. Ist es das? Nein, - ist es eigentlich nicht.

Den *Schnickschnack*, den sich so mancher Schriftsteller leistet, empfinde ich oft als Lückenfüller, als Zeilenschinderei, als *negligeable*.

„Von dem Ehemann der Mareykje hast Du gar nichts erzählt?“

„Ja, könnte ich aber, würde aber zu lang. Nur soweit. Ein echter humanistisch gebildeter Diplomingenieur, einer Uni-Ingenieur. Versuchs-Ingenieur, seit ich ihn kenne. Aber wenn wir zusammen waren, dann unterhielt die Mareykje die Gesellschaft, während der Herr Gemahl seinen Rüssel abwechselnd in die Soße oder in den Bordeaux tauchte, als drohe der Dritte Weltkrieg auszubrechen. Den einzigen Gesprächspartner, den er akzeptierte, das war die Franziska, seine Kollegen aus DLRG-Tagen.

Aber dann gab es doch noch ein kleines Thema: <<Jakob,>> frag ich ihn, <<sag mir. Wir kennen uns jetzt schon so lange, ich würde gerne wissen, wo bei Dir denn der Liebe Gott aufgehängt ist.?>>

<<Der liebe Gott? Um Gotteswillen. Ich bin Universums-gläubig!>>

<<Was ist das?>>

<<Nun, ich glaube, dass sich alles in den weiten des Universums abspielt, ohne dass wir es jemals begreifen werden...>>

<<Weißt Du, Jan,>> Mareykje schaltete sich dazwischen, <<er will sagen, glaube ich, dass das Universum, so wie wir es zu begreifen glauben, nur ein paar Krümel im Furzwind eines höheren Wesens sind...>>“

Ich musste lachen, ich stellte mir die Holländerin vor, wie sie trockenem Tones abschätzig ihren Mann interpretierte. Stock katholisch die eine, Universums-gläubig der andere. Wie kann das gut gehen? Es kann ohne weiteres. Bildung, Aufklärung, drei Kinder, Gelassenheit, Gesundheit, der eine geht abends in die Kirche zum Singen und der andere zum Skat. Beide lassen dem anderen seinen Lieben Gott, wie immer der auch aussieht.

„Das war schon die ganze Unterhaltung? Ist doch frustrierend, oder?“

„Mehr als das. Mit meinen Minderwertigkeits-Gefühlen ausgestattet, hat mich das schon arg irritiert.“

Ich stellte mir den guten Jan vor, wie er da litt, fast unbeachtet von einem Freund, den er wahrscheinlich mochte, und für den er vielleicht die ganze *Rouladen-Orgie* veranstaltet hatte, und dessen geringste Aufmerksamkeit ihm viel bedeutet hätte.

Jan und Franziska werden sich das wohl abgewöhnen, diesen Aufwand für so wenig Aufmerksamkeit zu treiben.

Kontakt Franziska (5)

Ich hatte mir überlegt, ob ich Jan besuchen sollte, ob ich ihn wenigstens anrufen sollte. Ich war mir nicht schlüssig und ging um diesen Gedanken herum, wie die berühmte Katze um den heißen Brei.

Schließlich rief ich die Franziska an und wir verabredeten uns zum Kaffee. Kein Wort über Jan. Sie war informiert über die Münchner Kultur-Szene, wie ich es in meinem Bekanntenkreis noch nicht angetroffen hatte. Ob Theater oder Oper, ob Film oder Konzert oder museale Ausstellungen. Später

werde ich sogar noch ihre Belesenheit schätzen lernen. Und Jan, dachte ich die ganze Zeit, konnte mit all dem nicht viel anfangen – abgesehen von der Gemälde-Ausstellung, die wir gemeinsam besucht hatten. Wie schade für ihn? Aber da war ich mir nicht schlüssig.

Er lebte in einer Parallel-Welt, die – berufsbedingt – schon sehr unterschiedlich von der der Franziska war. Konnten sich die beiden überhaupt verstehen oder mehr noch - schätzen? Sie, ein Opern-Fan, - er, ein Opern-Hasser?: 'Meinst Du, die hätten das für mich, für den kleinen Mann komponiert?', fragte er mich einmal, 'nie! Die wollten an die Fleischtöpfe der Gesellschaft, den hohen Herren vorspielen – nicht mir. Also muss ich das auch nicht mögen mögen - oder...?' Technik sei auch ein Teil der Kultur, so hatte er mir bedeutet. Eine Binsenweisheit – dennoch glaubt jeder Künstler, er habe diesen Begriff für sich gepachtet.

„Ach,“ hatte sie mir anvertraut, „Jan und die Kultur. Er ist nicht damit aufgewachsen, er tut sich schwer, das als Teil des Lebens zu akzeptieren, wenigstens in der Form, wie ich dem fröne. Aber eines muss ich ihm zu Gute halten: Wenn ich ihn bitte, mit in ein Konzert zu kommen, dann *sträubt* (und sie zog dieses Wort absichtlich in die Länge) er sich wie ein kleiner Junge, den man baden will. Aber dann, im Konzert angekommen, *genießt* er die Musik. Und dann erwische ihn manchmal dabei, wie ihm eine Träne die Wange hinunter läuft.“

„Mozart?“

„Oh nein. Mozart, sei ihm nicht ernsthaft genug, sagt er. Nein...“

„Mozart? Nicht ernsthaft?“

Das Requiem musste man ja nicht gerade anführen, um die Ernsthaftigkeit von Mozart zu begründen.

Ich war schon etwas erstaunt über diese vereinfachte Darstellung von Jan's Wesen. Hatte er nicht gesagt: Mozart? Nein, das könne er nicht ertragen. Wenn er Mozart höre, dann höre er da einen kleinen Jungen, der sich Mühe gibt, mit Galgenhumor über seine Traurigkeit hinweg zu finden. Er trauere mit Mozart über dessen vergewaltigte Jugend, in der er ein Wunderkind zu sein hatte, und nicht ein Kind, das sich entwickeln durfte.

Seltsam, ich habe immer Angst, dass der Horst oft zu viel von seinem Sohn verlangt, mich aber immer wieder beruhigt durch seine ausgeglichene professionelle Intelligenz, den Jungen einen Jungen sein zu lassen. Hier hatten meine beiden Männer einen Berührungspunkt.

Jan war nicht ganz der unbedarfte Kultur-Teufel, der Banause, oder besser *eine Banause*, wie er sich selber nannte. Er argumentierte mit einer gewissen Selbstsicherheit oder manchmal auch Unbescheidenheit: Wer eine Experten-Meinung hören wolle, müsse ja nicht gerade ihn fragen. Er – habe nur eine *Jan-Meinung* zu bieten. - Punkt.

Ich machte vorsichtig eine Bemerkung, die in diese Richtung wies.

„Ja, natürlich“, fuhr Franziska fort, „Sie haben recht, aber ich spreche ja von dem, was so im allgemeinen Kultur-Angebot ist.“

Sie stoppte ihren anfänglichen Redefluss. Sie hörte einfach auf, weiter zu sprechen. Das Thema schien für sie gestorben zu sein. War *ich* jetzt für sie auch gestorben? Ich bemerkte meinen Fehler, grob gewesen zu sein. Sie hatte mir etwas sagen wollen, und ich hatte all das mit meiner besser wissenden Frage in Zweifel gestellt.

„Entschuldigen sie Franziska, ich wollte Sie eigentlich nicht unterbrechen. Aber bitte, ich bin Mozart-Fan, mir tut das irgendwie weh.“

Seltsam, hätte der Jan sich in der Art über Mozart geäußert, ich hätte es einfach hingenommen, intuitiv wissend, dass er aus dem Bauch argumentiert. Etwas, was ich bei dieser gebildeten Frau erst einmal nicht akzeptieren konnte.

„Ja,“ und ihr Gesicht entspannte sich nun etwas, „ich auch. Jan und ich haben darüber gestritten wie die berühmten Besenbinder, bis ich es aufgegeben habe und es akzeptierte. Es war seine Welt, die

ich Ihnen da offenbaren wollte. Denn offensichtlich ist Ihnen das weniger bekannt?“

„Ja, im Ansatz haben wir schon darüber gesprochen, aber nicht so detailliert.“ Ich mochte meine gänzlich andere Meinung nicht so offen darlegen. Kannte ich nun den Jan besser als seine eigene Frau? Hatten sie keine so tiefe Beziehung, wie Jan und ich? Hatte sie ihn überhaupt richtig verstanden? Begriffen? Wusste sie überhaupt, was in ihm steckt – egal ob anerkennenswert oder nicht?

Sie hatte in der Vergangenheit über ihn gesprochen, als sei er bereits gestorben.

„Aber, was liebt er dann?“

„Ja,“ sie begriff meine Reklamation, „ich sollte nicht in der Vergangenheit von ihm reden, aber ich denke, im Moment hat er andere Sorgen. Der Grund, warum ich Ihnen das so erzähle, ist: er liebt Chopin, Albinoni, Schumann, Beethoven, Haydn, und sogar Lully und ähnliches.“

Lully, ein Barock-Komponist am Hofe Louis XIV. Seltsam. War ich voreilig in meinem Urteil? Offensichtlich lernt man doch nur einen Teil des Facetten-Reichtums eines Partners kennen.

„Ja. Zum Teil sind das eher schwerere Sachen. Ich weiß, Jan liebte es, sich seinem Bauchgefühl hinzugeben oder auch seiner momentanen Stimmung, glaube ich. Sie haben sicher recht, er erfasste . - oder erfasst, pardon, die Musik nicht so intellektuell, wie Sie das tun.“

Den Begriff *unbedarf* wollte ich hier nicht gebrauchen. Aber dennoch, das Bild war nicht vollständig. Ich hatte in Frankreich erlebt, wie er von Linda Le May schwärmte, einer Chanson-Sängerin aus Quebec, seiner zweiten Heimat, wie er sagte, und in Erwägung zog, eigens dafür zu einem Konzert nach Paris zu reisen. Er erzählte ein paar Anekdoten ihrer Lieder, die er glücklich war, verstanden zu haben – einmal nachts um vier Uhr, als er nicht schlafen konnte und das Radio eingeschaltet hatte.

„Ja,“ fuhr sie fort, „das sind meines Erachtens typische Verhalten von Leuten, die kulturell ziemlich unbeleckt sind, und rein ihren eigenen Wellenlängen folgen. Manchmal wirkt das arg lächerlich. Auf der anderen Seite wirken hochgebildete Leute auf diese Menschen ebenso lächerlich, wenn diese ihrem kleinen Einmaleins frönen.“

Und dann unterhielten wir uns über ihre *Seminare*, d.h. Vorträge bei Professor Kayser über Musik im Allgemeinen und Komponisten im Besonderen, die dieser im Gasteig hielt. Sie war entzückt über die Brillanz dieses älteren Herrn. Sie lud mich ein, einmal daran teilzunehmen. Natürlich hätte mich das interessiert, alleine schon, um dem Leo, der gerade anfing, ein Musikinstrument zu erlernen, auf seinem Weg in die große Welt etwas folgen zu können. Aber ich lehnte dankend ab.

Aber dieses Epistel handelt ja nicht von Prof. Dr. Kayser, und so kamen wir auch wieder auf Jan zu sprechen.

„Sagen mir bitte, Franziska, Sie sind nach eigenen Worten dem Jan gegenüber sehr tolerant gewesen, und Sie seien froh, dass Sie das so gehandhabt hätten. War das eine bewusste Einstellung, oder hat sich das einfach so ergeben?“

Eine gefährliche Frage, die ich ihr da stellte. Im diesem Augenblick war ich mir allerdings noch nicht darüber im klaren. Erst durch ihr verlegenes Zögern bemerkte ich dies. Aber sie versuchte der Antwort, wie immer sie gemeint war, doch gerecht zu werden, ohne mir eine böse Absicht zu unterstellen.

„Ich nehme nicht an, dass Sie sagen wollen, es könne mir vielleicht egal gewesen sein, was Jan so treibt. Nein, ich habe Jan sehr geliebt – nein, sagen Sie nichts. Ich liebe ihn immer noch. Aber das ist heute doch etwas anderes. Heute tritt mehr Sorge an die Stelle von Liebe, an bewusster Liebe, meine ich. Nein, ich wusste, den Jan kann man nicht anbinden, er würde mir von der Fahne gehen. Er hatte das bewiesen. Nicht nur bei mir. Er wollte kein Leben als Terrier an der Seite einer gut situierten Frau. Nicht im Privaten, nicht im Berufsleben. Man bekam ihn kaum dazu, irgendeinen Vertrag zu unterschreiben.“

„Danke für Ihre Nachsicht für meine Fragestellung. Ich wollte gerne wissen, ob es richtig ist, was Jan mir mal sagte, dass er sich seine *lange Leine* hat erarbeiten müssen.“

Sie zögerte, schaute mich mit ihren klugen Äuglein an, entschloss sich zu lächeln: „Interessant, Sie müssen doch ein ziemlich intensives Verhältnis gehabt haben. - Ja, das ist richtig. Das waren so gar seine Worte gewesen.“

Eigentlich wollte ich auf etwas ganz anderes hinaus: Wenn zwei das gleiche tun, dann ist das noch nach altem Denken noch lange nicht dasselbe. Aber wie dahin kommen, ohne mein Gegenüber zu verärgern? Die Frage, würde sie diese Freiheit für sich auch in Anspruch genommen haben, war ja wohl kaum jemandem zuzumuten. Konnte ich eine Frageform finden, die sie akzeptieren konnte? Ich wagte es:

„Denken Sie, Franziska, Jan hätte es verstanden, akzeptiert, toleriert, oder wie auch immer, wenn Sie sich die gleiche Freiheit herausgenommen hätten?“

Wider Erwarten reagierte sie ganz gelassen.

„Oh. Schwierig. - Nein, ich glaube nicht. Nein, er hätte keinen Aufstand gemacht, glaube ich. Aber ich hätte ihn möglicherweise verloren. Ich fürchte, er wäre gegangen. Er hätte seinen Koffer gepackt, hätte auf alles andere verzichtet, und wäre gegangen.“

Wo nur, in aller Welt, liegt die Begründung, sich Freiheiten heraus zu nehmen, dem Gegenüber aber ernsthafte Konsequenzen anzudrohen? Keine Androhung, hatte Jan einmal gesagt, es ginge ihm um die Freiheit, Konsequenzen zu ziehen – nichts weiter. Würden folglich Frauen genauso konsequent handeln wie Männer, würden Männer sich nicht so leichtfertig Freiheiten heraus nehmen? 'Ja – wahrscheinlich', hatte er eingeräumt.

„Und heute? Was denken Sie?“

Heute, das heißt nach der Operation: keine Libido mehr, immer tropfnasse Windeln in den Hosen, limitiertes Speichervermögen der Blase usw..

„Heute? Ich glaube, heute sieht das ganz verschieden aus. So, wie ich ihn zu kennen glaube, wird er mir irgendwann sagen, ich möchte ihn verlassen oder mein Leben leben, in Urlaub fahren wann ich wolle. Aber ich möge ihm bitte nicht alles erzählen. Ich glaube, er würde mir heute die *lange Leine* einräumen, die er von mir in jungen Jahren gefordert hat, nein, um die er mich gebeten hat.“

Dann schaute sie mir tief in die Augen, fragend, ob ich noch mehr wissen wolle, und gab mir auch ungefragt die Antwort: „Nein, ich glaube nicht, dass ich das in Anspruch nehmen werde. Aber – wer will das schon so genau im voraus wissen?“ Sie schickte sich an, darüber vorsichtig zu kichern, und ich folgte ihr Verhalten.

Ja, wer kann schon versprechen, wohin sein Herz sich zu verlieren anschickt. Auf der anderen Seite war nach all' den Jahren mit diesem Partner ein Fremdgehen ihrerseits kaum vorstellbar. Aber, immerhin, sie hielt sich das offen – wenn auch nur aus Gründen der Selbstachtung, nicht *nur* die Gebende gewesen sein zu müssen.

„Allerdings, er würde sicher von mir die Rücksicht fordern, die er mir hat zukommen lassen.“

„Was meinen Sie mit Rücksicht?“

„Rücksicht? Rücksicht heißt, es den anderen nicht merken zu lassen. Oh, er hat vielleicht Liebschaften gehabt, und ich habe es gewusst oder besser ausgedrückt, ich habe es angenommen; aber er hat nie Zweifel daran gelassen, dass er bei mir bleibt, dass er mit mir alt werden will. Ich glaube, das war ihm schon wichtiger.

Und das ist es, was gezählt hat in unserer Freundschaft.

Einmal hat er zwei Freundinnen gleichzeitig gehabt. Eine ganz junge, die nannte er seine kleine Tochter, der er die Zeit eines Liebeskummers zu überbrücken helfe. Die andere war auch nicht gerade alt, aber immer noch viel jünger als er, von der sprach er als seinen Sozialfall.“

Mein Gott. Welch eine Offenbarung. Fühle ich mich jetzt – im Nachhinein noch - genas` führt von einem alternden Playboy? Jan, was hast Du mit mir gemacht? Ich war verwirrt. Wer schließlich war ich für ihn gewesen?

„Und was ist aus diesen Verhältnissen geworden? Sind sie gut ausgegangen, oder hat es Kräche gegeben? Wie muss man sich das vorstellen?“

„Ach ganz einfach. Da fällt mir etwas Lustiges ein. Er hat ja seinen Militärdienst bei der Marine gemacht, und von der sagte er, er sei bei einer Waffengattung gewesen, die ihre Feinde mit Belustigungen so lange aufhält, bis richtige Soldaten kommen; und so wolle er den jungen Frauen ein guter Freund sein, bis sie richtige Männer fänden. - Ja, ich glaube, so kann man das beantworten?“

Sie kicherte verhalten.

„Haben Sie die Frauen, die jungen Frauen gekannt? Franziska.“

„Nein, keine außer Ihnen, Gerlinde. Sie meinen ob ich vielleicht jemanden so angesprochen habe wie Sie? Nein, wirklich nicht. Es hat mich einfach nicht berührt. Ich wusste, dass das vorüber geht. Es hat auch in der ganzen Zeit nur ein Verhältnis gegeben, bei dem ich gemerkt habe, es bedeutet ihm etwas. Er war dann nervös, wenn der Anruf nicht kam. Manchmal kam er betrübt nach Hause, weil sein Date geplatzt war. Dann wieder kam er leicht euphorisiert nach Hause. Da hoffte ich dann schon gelegentlich, es möge hoffentlich gut ausgehen. Und bis ich dahinter kam, wer es war – irgendwann bekommt man das ja spitz, da war es auch schon fast zu Ende. Er war sehr betrübt darüber.“

Sollte diese Beschreibung nun mir gelten? Sie sagte nichts weiter darüber. Aber warum hätte sie es sonst anführen sollen? Es hätte keinen Sinn gemacht. Und tatsächlich war es wohl so, dass ich für alle Beteiligten am Rande der Erträglichkeit herumtanzte, und es nur eine Frage der Zeit war, bis sich unser Verhältnis dem natürlichen Ende näherte.

Aber woher wollte sie wissen, wer ich war? Ich begegnete der Franziska zweimal beim Verlassen des Hauses von Jan auf dem Weg zur U-Bahn, nach dem wir uns dort geliebt hatten. Sie hatte nichts erkennen lassen.

In meine fragenden Augen schauend nickte sie freundlich bestätigend. Seltsam, wie Menschen sich unterhalten können, ohne ein Wort zu sagen.

Die Geschichte der Namorada (2)

Jan zeigte sich besorgt, dass es von meinem Mann vielleicht doch zu viel verlangt sein könnte, dass wir uns trafen, während er sich um den Jungen kümmern musste. Nein, sagte ich ihm, der Junge werde von der Mutter versorgt, und wenn der Horst nach Hause kommt, dann habe der Leo im allgemeinen schon zu Abend gegessen, habe seinen Nachtpolter an, und die beiden hätten etwas Zeit mit einander, ganz ungestört. Für den Leo sei ich beim Sport, und der Horst wisse inzwischen, dass ich auf ein Glas Wein noch mit ihm, dem Jan, zusammensitze. „Ich habe ihm *verklickert*, dass Du auf mich aufpassen willst. - Das wolltest Du doch? Oder?“

„Oh ja. Ohne Einschränkung. - Erzähl mir vom Leo. Meinem Wuschelkopf.“

Und ich erzählte dem Jan, dass der Leo schon kleine Stücke auf der Geige spielen könne, aber dass er diese Aktivität doch mehr den Eltern zu Liebe tue, als dass er wirklich Spaß an der Musik habe. Vielleicht doch eher an der Herausforderung. Ja, das scheint es zu sein. Er nimmt seine Geige wie ein Werkzeug, das es zu beherrschen gilt. Und die Musik als Produkt, das man an den Mann zu bringen hat.

„Sehr gut,“ sagte der Jan, und mir fiel auf, dass er alles Gut hieß, was der Leo so machte, oder entschied, zu tun oder zu lassen. Vor allem, nachdem ich meine Zweifel geäußert hatte, ob der Kleine überhaupt lebensfähig sei weil so empfindsam.

„Ein starker Junge wird das werden. Du wirst sehen. Empfindsame Kinder haben mehr Synapsen mit einander verknüpft als grobe Kinder. Sie tun sich schwerer, aber sie kommen auch weiter.“

„Du denkst da an einen ganz bestimmten?“, frotzelte ich ihn.

„Ja, na klar. Ich meine, das zahlt sich vielleicht nicht in barer Münze aus, aber der Respekt der Umgebung ist ihm dadurch um so sicherer. Das ist eigentlich das, was zählt. Was nutzt es einem Menschen, wenn er viel Geld *macht*, und sich auf keine öffentliche Toilette mehr zu gehen trauen kann?“

Ja, das ist wohl wahr. Eltern denken oft in zu einfachen Schemata. Er wird schon seinen Weg gehen, der Leo.

„Und die Fliegerei? Was macht mein großer Pilot?“

„Ach, er kommt langsam dahinter, dass Fliegen sch...schwer ist. Alle nas'lang fällt er runter, alle Abende schießt ihn einer ab, den er vorher gar nicht gesehen hat, von dem er überhaupt nichts wusste. Also, er meint, Krieg führen, das sei doch eigentlich doof: Die Leute würden sich doch nur gegenseitig abschießen... Wenn es wenigsten noch der allgemeinen Belustigung diene – aber das täte es auch nicht.“

„Wie bei der Mafia... Kluger Junge. Und genau das muss man lernen, möglichst früh.“

„Sag, hast Du eigentlich einen Pilotenschein? Oder bist Du schon einmal geflogen?“

„Nein, es gibt Dinge, die fehlen mir noch: Einen Flugschein, einen Segelschein, einen Porsche und einen Doktor-Titel und ein Model zur Frau.“

„Sonst geht es Dir aber gut. Hm? Musst Du nicht, Jan, ich liebe Dich auch als Stino. Glaub' es mir. Mit Vaters Liebling, solch einen der sich alle Wünsche erfüllen kann, könnte ich nichts anfangen. Und ich denke, fliegen ist ein Beruf und kein Hobby – das hat mir dann mein Sohn schon beigebracht.“

„*Chapeau, ma chère.*“

„Jan, Du wolltest mir die Geschichte mit der Namorada weiter erzählen?“

„Wollte ich? Da gibt es aber nicht viel zu erzählen. Aber gut. Wo waren wir stehen geblieben?“

„In Bahia, beim Karneval...“

„Also. Wir verließen San Salvador, der André und ich. Es waren ja insgesamt fünf Tage mit dem Wochenende. Wir fahren mit dem Bussystem nach Sao Paulo zurück. Ich hatte Dir, glaube ich, schon gesagt, dass ich vom vielen Sitzen geschwollene Fußgelenke bekam? Ja?.

Also, am anderen Tag ging ich wieder ins Geschäft, kalkulierte, staunte über meinen japanischen Kollegen, der mir gegenüber saß und acht Stunden über seiner Arbeit gebeugt, die Kalkulation von einer Anlage aufbereitete – ohne mich einmal anzusehen.“

„Du willst sagen, ihr hattet wenig Kontakt?“

„Nein, ich will sagen, dass außer einem *bon dia, senior jan* und einem *boa noite, senior jan* absolut nichts gesprochen wurde. Der junge Mann arbeitete wie eine Maschine. Das ist einfach irre gewesen. Ein hübscher junger Mann. In Brasilien geboren. Perfekt angepasst. Wie ein *Robot*.“

„Denkst Du, das war ein Einzelfall?“

„Nein, das glaube ich nicht. Er war freundlich. Einmal, in der Mittagspause erzählte er mir auf meine Frage hin, dass seine Eltern eingewandert seien und sich sehr schwer getan hätten, Fuß zu fassen. Das war, glaube ich, alles. Jedenfalls erinnere ich mich nicht an mehr.

Aber sicher ist, du hast es mit einer vollkommen anderen Mentalität zu tun. Und die ist garantiert genetisch verankert.“

„Aber Jan. Diese Leute leben in ihrer Welt, in ihren Familien, in ihren Kulturkreisen. Genetisch

verankert, dass ist doch Unsinn. Schau Dich doch um, hier bei uns. Wenn die Kinder mit so genanntem Migrationshintergrund von aufgeschlossenen Eltern dazu erzogen werden, sich anzupassen, dann kannst Du sie nach einer Generation nicht mehr von den unseren unterscheiden. - Komm, gib das auf.“

Ach, ich mochte das nicht. Dieses Denken in diesen Kategorien. Es knabberte ein wenig an meiner Achtung von Jan, wenn er so daher redete. Wo blieb da die Souveränität, die ich eigentlich an ihm schätzte? Heute, ein paar Jahre später wissen wir etwas mehr und erfahren etwas über den Begriff *Epigenetik*, der diese Bauchmeinung vom Jan doch etwas unterstützt. Tut mir leid, Jan.

Jan seufzte tief, gab sich getroffen: „Gerlinde, Liebes. Wie soll ich Dir das denn nur nahe bringen? Wenn Du sagtest, es sei sowohl Erziehung als auch Veranlagung, würde ich ja mit mir reden lassen. Aber nur Erziehung?, sprich Umgebungsbedingungen, dass ist mir zu wenig.“

„Also, Deine Namorada!?“

„Schön. Wir trafen uns wie verabredet. Irgendwo in Sao Paulo in der Stadt. Sie freute sich, ich mich auch. Wir aßen ein Eis, unterhielten uns, was man so Unterhaltung nennen kann mit meinem wenigen Kenntnissen der portugiesischen Sprache – aber immerhin, ich lernte ja dazu. Sie habe fünf Geschwister, erzählte sie, davon vier Jungen, die eigentlich auf sie aufpassen sollten. Aber sie betrachte sich als eine moderne junge Frau, die sich nicht um die geheuchelten Gepflogenheiten der Landes schere. Mit anderen Worten, sie war mit ihren dreiundzwanzig Jahren nicht mehr unschuldig. Und wer in diesem Brasilien zu diesem Zeitpunkt nicht mehr unschuldig war, wurde als *putta* abgetan, als Nutte. Aber unter Studentinnen sei das etwas anderes. Wahrscheinlich wie überall auf der Welt. Sie studiere PR, sagte sie.“

„Das klingst, als hattest Du Zweifel?“

„Eigentlich nicht, aber begriffen habe ich es auch nicht.“

„Wie sah sie denn überhaupt aus?“

Und tatsächlich, der Jan holte sein Brieftasche hervor und zeigte mir ein Foto von einer jungen charmanten Frau im Bikini am Strand. Er hatte es sitzend durch seine Füße aufgenommen, während sie über diese Idee lachte. Es war ein schickliches Mädchen, jung, schlank, mittelgroß, mit einem ebenmäßigen Gesicht ausgestattet. Eine Schönheit, die bis ins hohe Alter ansehnlich bleiben kann - im Gegensatz zu dem Totalverlust, wie man ihn bei den *wahren* attraktiven Frauen beobachten kann.

„Gar nicht sehr portugiesisch? Und so etwas hast Du aufgegeben? Wahrscheinlich freiwillig, wie ich Dich ja mittlerweile kenne?“

„Du musst schon ein bisschen Geduld haben, meine Liebe. Aber Du hast recht. Sie hieß *Marcia*.“

„Und weiter?“

„Hm, *del Machado*...“

„...das klingt eher spanisch – oder?“

„Ich habe nie darüber nachgedacht, sie könnte also gut spanischer Herkunft gewesen sein. Die Haarfarbe etwas kastanienbraun.“

„Da kann man aber nachhelfen.“

„Jan lachte: „Ja, das hätte ich aber bemerkt...“, und kicherte wie ein kleiner Junge.

Nun kannte ich doch Jan's Vorliebe für Spekulationen bezüglich der möglichen Zugehörigkeit einen Menschen zu irgendeinem ihm bekannten Volksstamm.

„... vielleicht eine Gotin? – Jan! -Ach Gott oh Gott...“

Er sprach den Namen aus wie *maschahdu*, im Spanischen klingt das aber anders. Ich sagte es ihm.

„Natürlich, sie nannte sich *maschahdu*, ist die portugiesische Aussprache. Im Spanischen klingt das wie *matschahdo*, ist schon richtig.

Nehmen wir es mal so hin: Jan hatte eine Gotin im Bett und hat es gar nicht bemerkt. Wo war der Mann mit seinen Wahrnehmungs-Fähigkeiten? Heute forscht er nach, zu welchem Stamm die kleinen giftigen Franzosen gehört haben könnten. - Aber, was heißt schon *im Bett*? So weit war es ja noch gar nicht. Geduld.

„Und weiter?“

„Weiter? Du willst noch mehr wissen? Also, wir trafen uns, gingen ein Eis essen, bis sie mich fragte, ob sie mich zu Hause besuchen dürfe. Ich staunte etwas, obwohl ich nicht abgeneigt war. Ich sagte ihr, dass man mich nicht besuchen könne, da ich einen Wachhund am Eingang habe, und der ließe niemanden vorbei.“

„Wolltest Du sie auf den Arm nehmen?“

„Keineswegs. Pass auf, es wird etwas lang, aber es lohnt sich.

Ich wohnte im fünften Stock eines Hochhauses in der *Rua Augusta*, einer großen Straße in der Nähe des Zentrums. Ich hatte fünf Minuten bis zum Supermarkt und zwanzig Minuten in die Stadt – die Zeit für Überquerungen der Straßen mal nicht mitgerechnet – zu Fuß. Und auch nur fünf Minuten bis ins Geschäft. Die Wohnung hatte ich über wahre Beziehungen bekommen:

Meine Eltern waren bekannt mit einem Ehepaar in der Nachbarschaft, sie, Dona Amalia, eine junge Brasilianerin, eine wirkliche Schönheit. Sie war verheiratet mit einem Deutschen, einem wirklich mickrigen Typen, und dazu noch ein Kommunist. Ich kannte die junge Frau. Während eines Besuchs meiner Eltern unterhielt ich mich mit ihr, erzählte mir von meinem Vorhaben, so dass sie mir die Adresse ihrer Familie in Sao Paulo gab, für den Fall, dass ich dort etwas benötige.

Also meldete ich mich eines Tages bei ihre Mutter, Donna Inêz, auch eine Schönheit. Dunkel, schlank, ein wunderschönes Gesicht. Und dann lernte ich Don Paulo kennen, ihren Mann. Klein, dick, gemütlich, eher weniger ansehnlich. Aber der Don Paulo hatte sein Geld gemacht in Kaffee. Geld macht bekanntlich erotisch und so schaffte er es, sich diese hübsche Frau zu angeln. Nur heute, sagte er, lohne es sich nicht mehr, Kaffee anzubauen, und er klärte mich über die Bedingungen auf dem Weltmarkt auf. Interessant, aber frage mich nicht nach Details.

Und dann lernte ich den Sohn, Don Ernesto kennen. Advokat. Hübscher Kerle wie seine Schwester in Deutschland.

Ja, und dann lernte ich noch Dona Toninha kennen. Frischgebackenes Doktorchen der Chemie, die Schwester von Dona Amalia und Don Ernesto. Klein, dick, rundliches Gesicht wie ihr Vater. Liebevoll, gutmütig. Zum Herzerreißen.“

„Warum zum Herzerreißen? Hattest Du Mitleid mit ihr – oder wie?“

„Ja, ich kann Dir das nicht beschreiben. Es ruft in einem Mann seltsame und widersprüchliche Gefühle hervor. Diese Güte in Person, diese Ausgeglichenheit, dieses nonnenhafte Wesen, auf der einen Seite, dann das Gefühl, sie wird keinen Mann bekommen...“

„...wenn du dich nicht ihrer erbarmst?“

„Ja! Ist das nicht schrecklich und blöde?“

„Unbedingt. Unbedingt - absolut blöde.“

„Ich kann nicht dazu. Das ist so.“

Ja, das muss wohl so sein. Das sind Instinkte, die uns beherrschen, die uns keine Chance lassen, einen Fehler nicht zu machen.

„Hast Du etwas mit ihr angefangen? Oder ...?“

„Nein, um Gotteswillen. Das schon nicht. Ich habe mir auch nichts anmerken lassen. Ich war

einfach ein Freund für sie. Aber da spielt untergründig ein schlechtes Gewissen mit, so, als sei ich von der Weltgemeinschaft dazu verurteilt, mich dieser jungen Frau zu widmen.“

„Zu opfern?“

„Übertrieben, aber wenn Du so willst.“

Nun gut, jedenfalls hatte er sich ihr nicht weiter genähert. Es wäre der erste gravierende Fehler gewesen, den ich bei ihm gefunden hätte. Und betrübt über die Enttäuschung der jungen Frau wäre ich auch noch gewesen. Unverzeihlich hätte ich das gefunden. Obwohl – man lasse mich nachdenken. Vielleicht wäre ihr ein Betrüger lieber gewesen als einen *Trüber*?

„Also, der junge Ernesto hatte begriffen, dass ich eine Wohnung suchte, und bat mich, ihn in seinem Büro zu besuchen, was ich tat. Hochhaus, was weiß ich, 20-igster Stock, Büro vom Feinsten - alles in Mahagoni. Mein Gott, das waren wohl erfolgreiche Leute.“

„Meinst Du das ernst, oder kommt da noch der dicke Hammer hinterher?“

„Weder noch. Das waren Leute mit Beziehungen zur Geschäftswelt, vielleicht auch durch den Vater, Don Paulo (er sagte *Don Pa-uhh-lo*). Da wird Geld abgewickelt. Also, der junge Advokat erklärte mir, dass ihm einer seiner Kunden ein kleines Appartement zur Nutzung von Freunden oder Bekannten übertragen habe, welches ich nun gegen eine vernünftige Miete und auch ohne Kautionsmieten könne. Üblicherweise zahlst Du eine Kautionsmiete, die dich erst arm macht, und dann beim Ausziehen garantiert vorenthalten wird. Renovierungsbedarf heißt es dann schlicht. Also, ich hatte mächtiges Glück. Waren tolle Leute, auch als ich dann später auszog: keine Probleme. Vorher hatte ich über eine Zeitungsanzeige Kontakt zu einer jüdischen Familie, die mir eine kleine Wohnung überlassen wollte. Freundliche Leute. Vielleicht erzähle ich Dir das einmal später, wenn Du willst.“

„Überhaupt kein Haken? Alles richtige Menschen? Wo ist die Story? Du langweilst mich ja fast,“ provozierte ich scherzhaft.

„Ehrlich? Na dann los. Bis dahin nicht. Nur ein mittelprächtiges Missgeschick, das es in sich hat. Ich war eines Mittags bei Dona Inêz eingeladen, zu Kaffee und Kuchen. Sie wollte mich Freunden vorstellen. Ach, dachte ich, was bringe ich denn da nur zur Begrüßung mit. Ich kannte zu dem Zeitpunkt niemanden, den ich hätte fragen können, außer im Geschäft. Aber das wollte ich nicht. Pralinen? Champagner? Alles zu großkotzig für so einen kleinen Arsch wie mich. Ich entschied mich für Rosen, die wurden an den Straßen verkauft. Lange wunderschöne dunkle Rosen, schön wie Baccarat-Rosen. Ich kaufte sieben Stück, und der Verkäufer schaute mich an, als komme ich vom Mond. Sieben, dachte ich, das ist eine Zahl, die dir gefällt. Fünf zu lumpig, elf zu viel. Als ich zahlen sollte, war der Betrag so lächerlich klein, dass ich schon arg irritiert war. Rosen war für uns zu Hause ja etwas Besonderes, aber hier schien das keine Bedeutung zu haben. Die Rosen kosteten fast nichts.“

Ich ging also zu Dona Inêz, klingelte und übergab der *Empregada*, der Hausangestellten, die Rosen für Dona Inêz. Aber die schaute mich an, als komme ich vom Mars. Sie trug die Rosen, das Papier beiseite, in den Wohnraum, zeigte sie der Dona, und stellte sie in eine Vase neben einem richtigen Strauß Rosen – mindestens vierzig oder sechzig Stück!

Nun wusste ich, was ich falsch gemacht hatte. Jan, dachte ich, wärst du Dussel doch nur in deinem Dorf geblieben.....“

„Und?“

„Nichts *Und*. Kein *Und*. Ich wurde ein paar Leuten vorgestellt. Kleiner Small-talk mit jemanden, der englisch sprach. Mehr weiß ich heute nicht mehr darüber. Das Kennenlernen von interessanten Leuten fiel ins Wasser. Ich empfand mich als ein Niemand, weil ich mich selbst zum Niemand gemacht hatte. Weißt Du, *Kleine Leute* bleiben am besten unter sich. Irgendwas auf dem Weg nach oben geht garantiert schief.“

Muss man das noch kommentieren? Wirklich, mir fällt zu soviel Selbsterkenntnis nichts mehr ein.

„Ich habe mich dann später gegenüber der Toninha geäußert,“ fuhr er fort, „dass ich in der Welt der Brasilianer noch nicht angekommen sei, wo das *filet mignon*, das Rinderfilet, und sie sprachen das tatsächlich französisch aus, fast nichts kostete, sofern man das Glück hatte, eines zu erwischen. Ein Land, in dem man kaum Steuern zahlt, in dem alles nichts kostet. In dem man täglich Avocado Papaya, Mamaya und M Marcujà, die assionsfrucht, aß und fast nichts dafür bezahlen musste. Weiß Du, damals, Anfang der siebziger, da gab es das bei uns nur auf dem Viktualienmarkt gegen Ablieferung deines Monatsgehaltes. Das war schon toll und eindrucksvoll.“

„Und, was sagte die Dona Toninha dazu?“

„Ach, sie stand über diesen Dingen. Sie lachte und tröstete mich über meinen Fehler. Das alles habe keine Bedeutung. Stimmt ja auch. Ich wäre der erste Niemand gewesen, der Bedeutung erlangt hätte.“

„Die Waren waren vielleicht erschwinglich für Dich. Aber für den normalen Brasilianer?“

„Eben, das war es ja! Es war für den einfachen Mann erschwinglich! So wie heute für uns Trauben im Winter, die Du in den fünfzigern auch nicht bezahlen konntest.“

„Und wo ist hier der Haken? Wenn alles nichts kostet, du keine Steuern zahlst. Irgendwo wird ja etwas darunter Leiden?“

„Nun sicher. Straßenzustände wie auf dem Mond, Krankenversorgung wie in Zentral-Afrika, Sicherheitsstand der Autos oder im Haushalt (Sicherungen im Hause werden in allen Haushalten überbrückt) oder in den Betrieben wie in Zentral-Asien, usw..

Keine Steuern ist aber nicht ganz richtig. Einen Fernseher konnte sich kaum einer leisten: Luxussteuer. Ein Auto: Luxussteuer, unerschwinglich. Aber vor allem, wenn du von einer Behörde etwas benötigst, kannst Du sehen, wo du bleibst. Da gab es die sogenannten *Dispachanten*, Leute, die sich in den Behörden auskennen. Sie besorgen Dir alles, was du willst – vorausgesetzt, du kannst dir das leisten. Aber besonders schlimm war, dass meine Firma Schwierigkeiten hatte, Lieferungen aus Deutschland, wichtige Maschinenteile, aus dem Zoll zu holen. Ohne Schmiergeld lief da gar nichts.“

„Wie muss ich mir das vorstellen. Du gehst zur Zollstelle, heftest einen Geldschein an den Abholzettel und bekommst Deine Ware?“

„Um Gotteswillen. Das läuft über Mittelsmänner, die das vertraulich behandeln – wie überall. Zum Beispiel der angestellte Postbote. Der bekommt seinen Teil und schweigt. Die *wissen*, dass der schweigen wird!

Also. Auf der einen Seite stehst du mit einem Bein im Gefängnis, was sage ich Gefängnis? Kerker? Rattenloch?, und auf der anderen Seite musst du enorme Verzögerungen verantworten.

Bestechungen müssen keine großen Beträge sein. Es gehört zum Volkssport. Ein Obolus, und der Mann ist zufrieden – seine Hunger auf Anerkennung gestillt. Ein Bakschisch, damit jemand ein Papier nicht nur sucht, sondern auch findet, am richtigen Lagerplatz nachschaut, sich Mühe macht, sich zu bücken. Das Problem ist, du musst die Kette kennen und abklappern oder eben diese *Diskrepanten* (er meinte scherzhaft den eben genannten Dispachanten) einsetzen – aber eben für jedes Ventil, jedes Messgerät usw..

Dann die Post. Kaum ein Päckchen ist je zu Hause angekommen, die Postleute haben einfach die Briefmarken heruntergerissen und verkauft. Das war bekannt. Päckchen mit meinen Filmen und Fotos. Das war schon ärgerlich.

Du siehst, Haken gab es genug. Ach, ich habe einen dort gültigen Führerschein machen müssen. Da fragt mich doch der Mann, der mich prüfte, doch tatsächlich, ob ich mir eine gewisse Sicherheit beim Ergebnis der Prüfung etwas kosten lassen würde?“

„Oh, hast Du etwas gezahlt?“

„Nein, ich habe gesagt, ich brauchte keine Sicherheit, mir genüge der Führerschein. Danke für Ihre Freundlichkeit. Er hat mich erst schief angeschaut, als sei ich ein Penner. Er hat mich zur Strafe warten lassen, ihn mir dann aber ausgehändigt – kommentar- und grußlos. Ich denke, teilweise trifft man da auch auf reinen Bluff. Wer Angst hat, zahlt. Ist das bei uns nicht ähnlich?“

„Wie meinst Du das?“

„Oh, shit. Jetzt fällt mir nichts ein,“ Pause, dann „vielleicht: Die Leute sind überversichert. Alle Welt redet Dir ein, dass du noch diese und jene Versicherung benötigst? - War kein gutes Beispiel – oder?“

„Nein, gar nicht. Aber vielleicht fällt Dir ja irgendwann mal was Besseres ein.“

Ich musste Lachen, dieser Clown erzählte oft so schlank daher, bis ihm die Logik abhanden kam.

„Also,“ half ich ihm weiter, „Du hattest Deine kleine Wohnung. Und was ist mit dem Wachhund?“

„Oh, je. So ist das mit dem Erzählen, wenn man es perfekt machen möchte. Ob es Schriftstellern auch so ergeht, dass sie sich verzetteln – was denkst Du?“

„Du wolltest etwas über den Wachhund erzählen, Jan.“

„Ja, richtig. Dieses Haus, in dem ich wohnte, so ca. 15 Stockwerke, ich wohnte also im fünften, hatte einen Concièrge, ein dicker alter Mann, so breit wie hoch, und an dem kam keiner vorbei, der nicht seine Zustimmung hatte. Und Frauen jedweder Kategorie unter dreißig fielen darunter. Ich erzählte das so der Marcia. Aber die lachte nur darüber. Dabei hatte ich einige Male versucht, eine junge Dame dort hoch zu schleusen. Er hielt mich an, verbat mir, die Dame mit zu nehmen. Ich war einmal so erbost, dass ich kurz davor war auszurasen. Er hat das auch begriffen, sich aber überhaupt nicht beeindrucken lassen. Wahrscheinlich hatte ich so etwas unterschrieben?“

„Aber ich nehme an, die Marcia durfte. Die gefiel ihm vielleicht?“

„Ja. Woher weißt Du? Es klingelt, ich mache die Türe auf, und tatsächlich, da steht die Marcia vor der Wohnungstüre, lächelt. Auf die Frage, wie sie denn an dem Concièrge vorbei gekommen sei, sagt sie, es sei doch ein freundlicher älterer Herr. Weiß der Teufel, was sie ihm erzählt hat.“

„Und dann habt ihr Euch endlich geliebt?“

„Ach, nein. Wo denkst Du hin. Wir haben uns unterhalten. Sie hat sich die Wohnung angesehen wie das angelockte Weibchen das Nest, sie hat dann bei mir zu Abend gegessen, sie kam ja aus ihrem College. Nein, an diesem Abend brachte ich sie zum Bus, klar. Aber Du hast recht, beim nächsten Mal blieb sie über Nacht. Ihrer Familie gegenüber bliebe sie bei einer Freundin – kein Problem, sagte sie...“

„Und, war sie eine gute Partnerin?...Du weißt schon!“

„Da bringst Du die Frage aller Fragen. Liebe? Zuneigung? Sympathie? Vielleicht alles hinter einander oder alles auf einmal – aber Lust? Keine Spur! Nein, das war keine Liebe im erotischen Sinne. Sie schien es einfach nur mir zu Liebe zu dulden. Ich habe nie auch in der Folgezeit eine tiefere Anwandlung von Lust bei ihr wahrgenommen.“

„Eigentlich schade. Du mochtest sie sicher -oder? War das später der Grund, warum Du wieder mal *abgehauen bist*?“

„Nein, nicht wirklich. Die Gründe lagen irgendwo anders, waren eher geschäftlich. Aber, wer weiß? Hätte es zwischen uns ein erfülltes Verhältnis gegeben, dann hätte ich vielleicht Brasilien nicht aufgegeben. Dann hätte ich mich vielleicht durchgekämpft? Mein Gott, Du stellst Fragen.“

Nun verstand ich ihn schon etwas besser. Ohne eine erfüllte Liebe würde er so oder so unglücklich sein. Wird er dort bleiben und ihr treu bleiben, wird er sich nach anderen Frauen sehnen. Verlässt er das Land, wird er sie sich aus dem Herzen reißen müssen.

Ich war versucht zu fragen, was er denn unter einem erfüllten Liebesverhältnis verstehe. Dann fand ich es albern, versteht doch eine Frau die Welt der Liebe wohl kaum anders als ein Mann, sie weiß wie er, was vor sich geht, weiß, was unendlich gut tut, weiß um die Erfüllung. Aber wird sie es auch genau so empfinden können wie ein Mann. Ich entschloss mich, ihn dennoch zu fragen.

„Jan?“

„Gerlinde.“

„Jan, sag mir, was verstehst Du unter einem erfüllten Liebesverhältnis. Ich meine...“

„Mein Gott, Du stellst Fragen. Bist Du nicht Frau und Mutter, dass Du mich das fragen musst?“

„Ich meine, wie erlebt ein Mann das anders als eine Frau – vielleicht?“

„Ja, vielleicht. Ein erfülltes Liebesverhältnis? Jesus! Ja, wo mag der Unterschied liegen? Ich sollte vielleicht mal 'ne junge Frau gewesen sein – oder?“

Also, das Verlangen, sich zu vereinen, wird wohl bei beiden Geschlechtern gleich sein.

Aber ich denke, wenn ein Mann in eine Frau eindringt, spürt, dass er den Ort betritt, der ihn verstoßen hat, damit er werden kann und soll, was er nun ist, und dass er hierher zurückkommen soll, dass er erwartet wird, gewollt wird, benötigt wird!

Und die feste Umklammerung, die er dort erfährt, sagt ihm ohne Zweifel, *hier gehörst du hin, hier bist du zu Hause. du bist angekommen, du sollst hier DEIN SEIN ablegen, du kannst hernach sterben, du hast deine Pflicht als Mann erfüllt – für's erste!*“

Und das Gegenteil, so hatte er es bereits früher ausgedrückt, sei Masturbation – egal in welcher Form sie daher kommt. Und dieses Verlangen der Marcia nach ihm, nach ihm persönlich, hatte er nicht finden können.

Aber ich denke, es gibt noch ein anderes, komplizierteres; da gibt es eine Hemmschwelle, die es zu überbrücken gilt, um wirklich Lust zu empfinden. Sich gehen zu lassen. Und diese Hemmschwelle ist um so stärker, je näher die beiden Partner sich sind. Das ist gewollt, das ist Natur. Und das ist gut so. Nur Bonobos reißen alle Schranken ein. Jungen Bullen, so habe ich einmal gelesen – oder gehört, verabreicht man eine gute Tasse Schnaps, um sie über die Hürde zu bewegen...

Und der Mensch? Er benötigt eine Aufforderung seines Partners. Eine Aufforderung, sich zu trauen, sich gehen zu lassen. Instinktiv hatte ich die Brücke gebaut, in dem ich mich einfach zu Jan ins Bett gelegt hatte. Es hätte sein können, dass ohne dies es nie zum einem derartigen Miteinander hätte kommen können? Aber zurück zu Jan:

„Schön hast Du das gesagt. Vielleicht empfindet eine Frau das Gleiche in Form einer Negativ-Abbildung dessen – aber soweit bin ich eigentlich noch nicht mit meinem Bewusstseinsgrad.“

Jan lachte über die Anspielung an seine doch recht sophistische Beschreibung dieses sonst als so banal beschriebenen Vorgangs.

„Sollst Du auch nicht. Du sollst Leben, instinktiv leben, aus Deinem Unterbewusstsein heraus. Du sollst nicht nachdenken. Das wäre falsch. Die Natur will das nicht. Sie überlässt das Denken uns alten weisen Männern.“ Und dann kicherte er sein fröhliches teuflisch himmlisches Lachen.

Wir machten Schluss für diesen Abend.

Die Geschichte der Namorada (3)

„Erzähl' mir noch etwas von Deiner Namorada, Jan. Ich habe über das Mädchen nachgedacht. Ich habe da einen Verdacht.“

„Verdacht? Gegenüber was denn? Ausnutzung eines Ausländers, vielleicht? - Bestimmt nicht.“

„Nein, das meine ich nicht. Erzähl einfach nur.“

„Nun gut. Äh, da ist nicht viel zu erzählen. Ich ging arbeiten, wie beschrieben. Die Marcia ging ein und aus. Hatte einen Schlüssel. Offensichtlich war sie glücklich, sie nannte mich ihren *coellinho*, ihren kleinen Hasen. Manchmal auch *o meo pequeno judeo*, aber das habe ich Dir schon erzählt. Und manchmal nannte ich sie *Trulla*. Sie hatte sofort aus dem Zusammenhang begriffen, was ich damit sagen wollte, und nannte mich als Revanche eben *Trullo*.

In der Anfangszeit, voll der großen Gefühle ob der neuen Heimat, lud ich des öfteren meine Freunde von der Überfahrt in mein neues Apartment ein. Ich war halt schon ein wenig stolz auf meine hübsche Wohnung. So auch den Guy und den Armand und einige, deren Namen ich nicht mehr weiß; die brachten dann wieder einige andere Leute mit, alles Deutsche, die über die ICEM nach Brasilien gekommen waren. Wir unterhielten uns über die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt, über die Brasilianer und deren Empfindlichkeiten, auf die man ständig Rücksicht nehmen musste. Nur über die politischen Verhältnisse wurde so gut wie nicht gesprochen. Alle die Neulinge um uns herum waren mit sich und ihrer Arbeit beschäftigt. Vielleicht noch wurde über die Unart der Brasilianer gesprochen, überall hin zu spucken, in engen Hosen gekleidet sich ständig in den Schritt zu greifen, zu prüfen, ob noch alles da ist, um es dann wieder richtig zu positionieren...“

Ich stellte mir das bildlich vor, obwohl es mir schon arg abstrus vorkam. Der Jan aber bestand auf seine Darstellung.

„Aber,“ fuhr er fort, „das waren nicht die kleinen Brasilianer, die echten Portugiesen, das waren die schlanken, gut gewachsenen jungen Männer italienischer Herkunft.

Und jetzt, wo ich Dir das erzähle, fällt mir selbst etwas Besonderes auf, nämlich die Ähnlichkeit dieser kleinen Portugiesen mit den kleinen giftigen Franzosen. Und ich frage mich jetzt, ob es da nicht eine genetische Verbindung gibt.“

„Romanen auch sie. Nein?“

Ich sah ihm an, dass er unzufrieden war mit meinem Einwand.

„Romanen, Romanen. Das ist genau so wenig überzeugend wie Slawen oder Araber. Bei allen liegt eine gemeinsame Sprache zu Grunde, nicht aber eine gemeinsame genetische Wurzel.“

Er hatte recht, mein Einwand entstand aus einer gewissen Verlegenheit, der Verlegenheit, nichts zu wissen, nichts beitragen zu können. Aber selbst heute muss ich mir sagen, dass ein Leben nicht ausreicht, um halbwegs hinter die Verwandtschaften unter den Völkern dieser Erde zu kommen – nicht einmal in unserem gewohnten Lebensraum der Bajuwaren, Markomannen, Kelten – kann ich sie unterscheiden? Nein, dennoch fallen mir gerade bei uns in Bayern drei sehr unterschiedliche Menschentypen auf!?

„Und der André?“, fragte ich, „der beim Geburtstag mit der Marcia am Strand von Santos, war der auch dort?“

„Richtig, der Franzose, von dem ich Dir schon erzählt habe. Ja, der kam auch. War ja Marcias Liebling. Am liebsten unterhielt sie sich mit ihm.“

„Ja, klar. Hat diese Bekanntschaft für Dich eine Bedeutung gehabt?“

„Doch. Unbedingt. Aber das habe ich bisher nicht so herausgestellt. Ist eine andere Geschichte. Wenn Du mir treu bist, und interessiert bist, dann erzähle ich sie Dir ein anderes mal – okay?“

„Okay, mach weiter. - Und die Marcia war ständig zugegen?“

„Ja, klar. Du bist aber hartnäckig in Deinem Fragen. Also, jeder mochte sie, sie war reizend zu allen Leuten. Du siehst auf dem Foto dieses Lächeln?, das hatte sie für jeden übrig, und ein jeder war entzückt. Ein jeder glaubte, das gelte ihm, und war hingerissen von ihrem Charme.“

„Und keiner machte Anstalten, sie Dir auszuspannen?“

„Wenn ich's gemerkt hätte, dann würde ich es Dir *jetzt* erzählen.“

War das ungewöhnlich? Natürlich nicht. Ich schlürfe ja auch nicht an jedem sauren Bier herum. Und - Jan hatte ja seinen Charme, warum also nicht? War sie ernsthaft daran interessiert, ihn für sich zu gewinnen? Sie würde kein Risiko eingehen. Gab es andere Gründe?“

Wir brachen die Geschichte mit der Namorada erst einmal ab.

Die Geschichte von dem Auffanglager in Sao Paulo

„Jan, erzählst Du mir etwas über den André? Oder besser, Du wolltest mir noch erzählen, wie Du dort empfangen worden bist – in Santos.“

„Richtig, wollte ich Dir ja noch erzählen. Also, von Rio, traurig wie ich war, sind wir weitergefahren nach Santos. Das ist ja nicht weit, ein paar hundert Kilometer. Es war schon eigenartig. Diese Gefühlswelt, die sich da einstellt. Du bist angekommen, im Land deiner Träume, Subtropisch, 23°-ster Breitengrad Süd. Magellan war hier vor fast fünfhundert Jahren, hatte die Küste abgeklappert... Traumhaft. Und nun konnte man das alles anfassen, wenigstens bald.

Also, es war sicher ein guter Tag bis Santos, keiner will nachts ankommen. Wir wurden von Bord und durch die Einwanderungsbehörde gelotst, und dann wartete ein Kleinbus auf uns, brachte uns nach Sao Paulo. Von der wunderschönen Strandlandschaft über eine große Straße, die sich durch die üppige Flora schlängelte. Über achthundert Meter Höhenunterschied. Mit teilweise atemberaubendem Ausblicke auf die unter einem liegenden Wälder bis hin zum Atlantik...“

„Magellan hat dort einen unbotmäßigen Kapitän ausgesetzt. Du hast ihn nicht wieder gesehen?“, scherzte ich, um meine rudimentären Kenntnisse der Magellan'schen Geschichte anzubringen. Da staunte der Jan aber nicht schlecht. Nein, das habe er wohl versäumt, aber wenn er mal richtig alt sei, dann werde er die Magellan-Strasse einmal befahren. Aber der Kapitän? Die Leute werden ihn in Verkennung des Wertes, den er für sie dargestellt hätte wohl aufgefressen haben. Wie sage der Brecht?, erst komme der Bauch und dann der Verstand. Nein, von den Völkermorden wolle er jetzt aber nicht reden. Und dann weiter:

„Aber dann erschlug es uns die Sprache. Man hatte das schon in Bildern oder Filmen gesehen, aber die gegenwärtige, anfassbare Wirklichkeit ist etwas total anderes: Vorstädte tauchten auf, kleine Häuser, teilweise sauber, teilweise weniger. Viel überirdische Stromkabelsysteme, teilweise in totalem Chaos. Und immer diese rote Erde, als sei alles verrostet. Langsam wurden die Häuser größer, die Seitenstraßen größer. Und dann die Skyline von Sao Paulo – berauschend. Es ist die Freude des Entdeckers.

Dann Straße links, Straße rechts, Straße links und so weiter bis wir vor einem gelblichen Flachbau standen, der nun unser Zuhause sein sollte. Aussteigen, hineingehen, Anwesenheit prüfen, auf die Zimmer verteilen – wie beim Militär, genauso unpersönlich, verwaltend, aller Euphorie beraubend.

Nach zwei, drei Tagen hatten wir uns eingelebt. Die Verpflegung war spartanisch aber korrekt. Morgens Weißbrot, Butter, Marmelade, dünner Kaffee...“

„...im Land des Kaffees?“

„Kaffee? Das war ein Problem. Guter Kaffee wurde exportiert. Die Jungs haben später reimportierten Kaffee geschmuggelt. Das war so!

Mittags *Feijoadas simples*, Reis, Bohnen, etwas Fleisch.“

„Ist das nicht eine brasilianische Delikatesse?“

„Ist es, wenn sie richtig zubereitet wird mit üppigen Fleischeinlagen aus Schwein, Huhn und Speck und einer typischen Kräuter-Sauce. - Doch, ja.

Dazu etwas Salat. Und abends? Weiß ich nicht mehr. Wir sind oft ausgegangen, haben draußen etwas gegessen.

Und nach ein paar Tagen mussten wir uns dann auch in der Verwaltungszentrale einfinden - großes Gebäude, downtown. Heerscharen von Brasilianern kümmerte sich nun darum, uns irgendwo

unterzubringen. Hab' ich Dir das schon geschildert? Irgendwann? Ist eigentlich nicht so wichtig.“

„Doch komm, das will ich wissen. Wahrscheinlich lagen da schon Anforderungen von der Industrie vor? Kann ich mir wenigstens vorstellen.“

„Genauso war das. Vor allem deutsche Firmen hielten Kontakt zu diesen Beamten, ließen sich die Dossiers geben, steckten ihnen bestimmt etwas zu....“

„...Bestechung überall – oder?“

„Bestechung? Weiß ich nicht, ob dieser Begriff hier so korrekt ist. Als Techniker sehe ich das etwas anders. Wasser fließt den Berg hinunter, ja?...“ Und dann gab er sich auch die Antwort: „Ja, und so ist das mit dem Geld auch. Wo Geld verdient wird, gibt es eine Erwartungshaltung und meistens wird sie auch – in Grenzen – bedient! Die reichen Deutschen ließen den armen Brasilianern etwas unter dem Tisch zukommen. Das ist alles.“

„Das klingt, als billigst Du das. Das kann doch nicht sein. Da gibt es, so meine ich, eine Null-Toleranz-Grenze!?“

„Ja, Du hast recht. - Nein, Du hast nicht recht. Das was Du sagst, bedeutet ja, den Menschen oder besser seine Natur in Frage zu stellen. Das geht nicht.“

„Du willst einen Kompromiss?“

„Immer. Wenn Du die Problematik mal technisch sähest und eine Kurve gestaltetest: *Akzeptanz gegen Bestechungshöhe*, dann würdest Du feststellen, dass nur wenige Leute eine hohe Bestechungshöhe billigten, und dass viele Leute einen geringen Anteil billigten würden. Das wird so eine Art Hyperbel $y=a*1/x$ werden...“

Er zeichnete mir den Verlauf auf, der eigentlich sehr eindrucksvoll und auch plausibel war. Ist das jetzt schon Wissenschaft? Nein, würde der Jan sagen, dass sei die billigste Art von Bluff.

Aber das gibt eine Kurve, die nicht bei Null anfangen kann – es würde keinen Sinn machen?“

„Ja, vielleicht, würde sie vielleicht nicht. Also dann eben $y=b+a*1/x$. Hast Du noch einen Einwand? Arbeiten wir gleich mit ein?“

„Und dann willst Du daraus einen Abschnitt wählen, für den Du von der Allgemeinheit einen Dispens erwartest? Ja? Für alle!? Und dann bekommen wir eine Inflation von Kleinstverbrechen, mein lieber Herr Jan Schlaumeier, die sich dann aufblasen, und dann Verhältnisse schaffen, wie Du sie in Brasilien vorgefunden zu haben scheinst?“

Jan schaute auf, wusste im Moment nicht, ob er mir böse sein oder doch lächeln sollte. Er lächelte.

„Ja, klar. Ist richtig. Man kann sich natürlich nicht hinstellen und den Angestellten sagen, soviel und nicht mehr könnt ihr ruhig annehmen als Gegenleistung. Auf der anderen Seite, ich bitte Dich um Nachsicht, meine liebe Gerlinde, eine Flasche Wein darf es doch sein – oder? Die Lieferfirma für meine Anlage, an der ich da gerade arbeite, schickt mir zu Weihnachten drei Flaschen Wein – nach Hause.“

„Nach dem sie Dich gefragt hat, ob Du das akzeptierst?“

„Ja, und nach dem ich meinen Auftraggeber gefragt habe, ob ich das annehmen darf.“

„Und was sagt der dazu?“

„Ich solle mich unterstehen – es nicht anzunehmen. Sauertöpfe könnten sie nicht gebrauchen...“

„Im Ernst..?“

„Ja, aber mit anderen Worten – klar. Meine Firma erlaubt jedem am Projekt Beteiligten die Annahme einer Flasche Wein zu Weihnachten von den Auftragnehmern. Diese kleine Gabe soll der guten Stimmung bei der eh' schon arg gestressten Abwicklung dienen.“

Er hatte recht, man muss schon die Kirche im Dorf lassen, aber immer wird es um die Frage gehen, wo soll sie denn erbaut werden? Soll man jemanden feuern, wenn er einen Bleistift mit nach Hause genommen hat?

Ich flüsterte ihm etwas ins Ohr, das ihn völlig ausflippen ließ, dabei war es nur ein einfacher Satz: „Sauertopf an Schlaumeier: Du schweifst ab. Ich glaube, Du warst gar nicht in Brasilien.“

Er gab mir einen Kuss: „Bist'n Schatz...“, und dann schaute er mir in die Augen, wurde ernst und sagte ganz leise: „ich möchte Dich jetzt haben...Hier und sofort.“

Ich sagte nichts darauf, ich schaute vielleicht ein bisschen verlegen. Aber ich spürte, wie Teile meines Körper hungrig wurden, hungrig auf Jan.“

Er schüttelte seinen Kopf, wie immer, wenn er einen Gedanken verdrängen wollte.

„Wo waren wir denn stehen geblieben?“ Holte tief Luft.

„Bei der Vermittlung von Euch weißen Sklaven.“

„Ah, gut. Also, diese Art der Vermittlung oder die Tatsache, dass die Firmen etwas von dir wussten oder sich gar um dich bemühten, war ja nicht das Problem. Das Problem war, dass man dich nötigte, dich bei einer ganz bestimmten Firma vorzustellen, oder schlimmer noch, diesen Job anzunehmen, obwohl du zu dem Fachgebiet Null Beziehungen hattest.“

„Du hattest mir das schon einmal anders erklärt. Also, hatten diese kleinen Zuwendungen doch ein höheres Ausmaß, als Du vorher zugeben wolltest?“

„Ja, unbedingt. Dieses System war *krotten-schlecht*, weil es von der Leitung der Behörde gedeckt wurde, die wahrscheinlich auch nicht wenig daran verdiente. Das ist der Punkt. Der einzelne Beamte hatte da keinen Einfluss oder hätte keinen gehabt, wenn...“

„die oberen nicht den Weg dafür bereitet hätten? Und so funktioniert die Wirtschaft!?“

„Genauso. Ich könnte ein Buch darüber schreiben. Ich war einmal im Verkauf von Motoren für Schiffe tätig. Was da abgelaufen ist, spottet jeder Beschreibung.“

„Müssen wir jetzt die Kurve neu formulieren?“

„Nein, wir müssen nur die Parameter ändern!“

„Jan, zurück zum Thema. Du solltest also auf Wunsch der Vermittlungsbeamten möglichst bei einer bestimmten Firma und auf Wunsch dieser Firma einen Job übernehmen?“

„Ja, ein bisschen verzwickt ausgedrückt, aber das war es wohl.“

„Das stelle ich mir aber schwierig vor. Völlig unmotiviert etwas Bestimmtes tun zu sollen. Das grenzt ja an Sklaventum. Meine Intuition wird ja wohl hier bestätigt.“

„Sklavenhaltung. Ja, wo Du das so sagst, da denke ich, dass dies das eigentlich Verbrechen an den Sklaven war. Militär funktioniert ähnlich – Nein, doch nicht. Da wird dir vorgegaukelt, du dürftest deiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen. Auch wenn sie das Versprechen nicht halten können.“

„Kindermachen?“

„Nein, im Gegenteil, meine Liebe. Im Gegenteil. Wo waren wir stehen geblieben?“

„Bei der Nötigung...“

„Ja, ich selber hatte Glück. Ich wurde zu einer Firma gekarrt, die Anlagen herstellt. Anlagen für die Farb-Beschichtung von Auto-Karosserien. Aber davon habe ich Dir doch schon berichtet. Aber vielleicht ein Satz noch, wo wir das Thema Sklaven schon angeschnitten haben. Man spürte natürlich in dieser Firma, und ich habe dann ja noch zwei andere Firmen kennengelernt, dass man dich als Sklaven betrachtete. Als modernen Sklaven, nämlich als jemanden, der keine Alternative hat, als sich gerade bei dieser Firma zu verdingen.“

„Ja, Du hast mir davon erzählt. Dann warst Du also nicht so lange in diesem Auffanglager?“

„Nein, doch, ich denke, es waren schon zwei oder drei Wochen. Wir hatten dort Gelegenheit, unsere Sprachkenntnisse zu vervollkommen...oder besser, zu erweitern.“

„Wie das? Mit Hilfe von Tonbändern?“

„Ja, aber es gab auch einen älteren Herrn, einen Deutschen, der kleine Vorlesungen hielt und einem half – wenn man denn wollte.“

„Und das war hilfreich?“

Ich bin immer skeptisch, was solche Lernmittel anbelangt. Wohl auch deshalb, weil man schnell die Lust daran verliert, wenn die Notwendigkeit zum Erlernen nicht unbedingt gegeben ist.

„Ja, schon. Viele kommen ja vollkommen unbedarft dort an. Und da ist es schon sinnvoll, neben einem zweisprachigen Lehrbuch auch die Aussprache zu erlernen. Weißt Du, dass man wenigstens ein paar Grundbegriffe in der Aussprache beherrscht. Denk nur an die sprachtechnischen Autodidakten, die sicher gelegentlich in Dein Geschäft kommen.“

„Und dann hast Du den Job bekommen, hast eine Wohnung gefunden, und bist ein richtiger Brasilianer geworden?!“

„Beinahe, aber vorher habe ich mich noch mit dem Heimleiter angelegt. Eines Tages traf frische Ware ein, zwei hübsche deutsche Frauen. Die eine jung und hübsch, die andere verheiratet und hübsch...“

„Und Du hast beide vernascht?!“

„Nein, aber das war nicht das, was ich Dir erzählen wollte. Die verheiratete war ihrem Mann vorgefahren, eben über diesen subventionierten Weg, damit die Firma, die den Mann auf Dienstreise schickte, nicht auch noch die teuren Kosten für die Ehefrau tragen musste...“

„Und das wurde häufig so gemacht?“

„Nein, das schon nicht. Ich habe das nur zweimal so gesehen. Aber Du siehst, da klaut ein Angestellter einen Bleistift, und wird entlassen, und die Firma klaut der Allgemeinheit ganze Koffer voller Geld, und das gilt dann als Beihilfe für den Mittelstand – sch...“

Also, ich war scharf auf die schöne Ledige, und so versuchte ich mit ihrem Einverständnis in ihr Zimmer zu gelangen. Aber dazu musste ich an dem Pfortner vorbei in die *Mädchenabteilung*. Und der passte auf wie ein Schießhund.“

„War doch auch sein Job – oder?“

„Klar. Nehme ich ihm ja auch nicht übel. Nur – er hat mich erwischt, und da war er stinke sauer auf mich und schimpfte irgendwas, was ich natürlich nicht verstand. Hinein gekommen in das Zimmer der jungen Dame war ich gut, denn man konnte ihn leicht beobachten ohne aufzufallen, und musste warten, bis er mal weg war.“

Aber 'raus, das war das Problem. Dritter Stock, kannst Du auch nicht springen. Also stand die Maus schmiere, lotste mich 'raus. Und genau in diesem Augenblick kommt der Mann um die Ecke gepfiffen, als habe er Wind davon bekommen. Sieht mich, schnauzt mich an, dass ich dort nichts verloren habe, und ich das Haus zu verlassen habe.“

„Keine Panik, bitte,“ sagte ich auf englisch, „ich habe mir dort nur ein Buch geholt.“ Ich hatte nämlich für alle Fälle eines in der Hand.“

<<Ach ja?,>> sagte er, <<diese Deutschen. Ist ja wohl kein Wunder, dass sie in der Industrie so erfolgreich sind, wenn schon die kleinsten ihrer Vertreter so gerissen sind!“

<<Aber ich bitte Sie>>, sagte ich lächelnd – mir ging es ja nun wirklich gut – hm?, <<gerissen? Die Deutschen sind so gut wie andere Leute auch.>>

<<Ach ja? Wie war das noch mit den Deutschen im zweiten Weltkrieg? Das waren alles gute Deutsche?! Ja? Es hat nur einen schlechten Deutschen gegeben, ja?, und der war ja bekanntermaßen auch noch ein Österreicher...?>>

„Also, das kam bei ihm heraus wie ein Laut aus einer Trommel, vollkommen ohne Zusammenhang. Was hatte ich, oder hatten wir mit dem zweiten Weltkrieg zu tun? So ein Blödsinn.“

„Und was hast Du entgegnet? Oder bist Du einfach weitergegangen? Hast Du ihn überhaupt richtig verstanden?“

„Doch, diese Leute, mit denen wir zu tun hatten, die sprachen alle hinreichend gut englisch. Sonst sprach kaum einer zu dieser Zeit dort englisch. Nein, ich bin nicht weitergegangen. Ich liebe solche Angriffe.“

<<Richtig. Wissen Sie,“ habe ich etwas keck geantwortet, <<das mit dem zweiten Weltkrieg tut mir ja fürchterlich Leid. Aber das waren keine Deutschen...“

<<...das waren die Österreicher?>> Und nun lachte dieser große starke Mann ob meiner offensichtlichen Frechheit. Er hatte doch mehr Humor, als ich angenommen hatte. Und irgendwie schien er sich nun daran zu ergötzen, sich mit mir zu streiten. Manchmal gebiert ja Hass auch eine Freundschaft.

<<Nein,>> sage ich, <<nicht wirklich. Die Verantwortlichen, das waren Preußen.>>

<<Und das waren keine Deutschen?>>

<<Doch, sie nennen sich Deutsche. Sie sind vielleicht auch welche. Aber die Deutschen sind keine Preußen. Und ich bin nur Deutscher, kein Preuße.>>

<<Soll ich das jetzt verstehen?,>> fragt er, <<oder wollen Sie mich verarschen?>> ...to fool me..., hat er gesagt.

<<Nein,>> sage ich, <<keineswegs. So wie die Brasilianer Portugiesen sind, die Portugiesen aber keine Brasilianer sind. Dieses Preußen, das war einmal ein kleines Land im Osten Europas, in dem nur wenige Menschen wohnten. Über eine längere und kluge Einwanderungspolitik sind sie so stark geworden, dass sie es sich erlauben konnten, sich dann schließlich als Deutsche zu bezeichnen und alle Deutschen zu beherrschen.>>

Er schaute verdutzt, dann machte er große Augen, dann begann er zu grinsen: „Und nun wollen Sie mir sagen, dass Brasilien ohne die Deutschen nicht auskommen kann?“ Und dann lachte er.

<<Doch, das kann es, bestimmt. Es gibt ja noch Spanier, Portugiesen, Franzosen und was weiß ich noch alles... , dann die vielen schwarzen Leute hier. Ich denke aber, dass es dem Land ganz gut tun wird.>>

Er lachte noch einmal: <<Sie wissen ganz genau, wer hier in Brasilien der starke Mann ist? Kommen Sie, gehen Sie...>> und dann zeigt er so mit dem Daumen nach oben, meinte damit aber die dritte Etage, <<und erholen Sie sich bei einer Tasse Kaffee, und – vergessen Sie nicht, in Ihrem Buch, dort, zu lesen.“

Wir lachten beide, und ich ging in die Cafeteria, traf dort meine schöne Ledige, und wir tranken vergnügt einen *Cafezinho*, einen kleinen Kaffee. “

Die Geschichte vom André, dem Franzosen

Und, - erzählst Du mir nun etwas über Deinen großen Freund André?

„Wenn Du willst? Klar. Also: Ich war noch nicht lange in Sao Paulo, hatte eine Arbeitsstelle bei Dürr do Brasil, wie ich es Dir bereits erzählt habe, und wohnte erst einmal in einer kleinen Nebenstraße einer transversalen, vierspürigen Avenida. Ich weiß nicht mehr, wie sie hieß. Aber an dieser große Straße lag auch das Hochhaus, in dem ich arbeitete.“

Die ICEM-Leute oder auch meine neue Firma hatten mir die Wohnung vermittelt – ich weiß nicht mehr. Aber was heißt Wohnung, ich hatte dort ein Zimmer mit Küchenbenutzung.

Diese kleine Nebenstraße bestand aus lauter kleinen Häusern, so wie sie in ganz Brasilien üblich sind, oder waren. Aber wahrscheinlich haben sie mittlerweile alles platt gemacht wie weiland Nero oder Napoleon III, um eine schöneres größeres Rom oder Paris bauen zu können.

Aber damals – gleich hinter dem Bankgebäude an der Avenida begannen diese kleinen Häuschen die Nebenstraßen zu füllen.

Und dort, in einem solch kleinen Haus wohnte ich beim Schneider Lothar. Lothar war ein Deutscher, der vor dem Krieg die Misere hat kommen sehen, und sich als junger Mann *verdünnsierte*.

Er hatte offensichtlich nicht viele Aufträge, d.h. Er war eigentlich in Rente, aber wenn es ging, verdiente er sich etwas hinzu. Aber oft saß er halt in der Wohnküche und las.“

„Was liest so ein alter Schneider denn?“

„Las, meine Liebe. Oh, er war offensichtlich ein Fan von kuriosen Geschichten. Einmal erzählte er mir von dem Buch, das er gerade las, es handele sich um eine Hypothese, nach der der Stammvater Abraham ein Abkömmling einer Gruppe aus dem nördlichen Europa gewesen sein soll, von wo sie wegen ihres Glaubens an der abstrusen Idee, *Auserwählte eines Gottes* zu sein, vertrieben worden seien. So seien sie über Kleinasien in den Raum des Halbmondes herum gezogen, der ja zu diesem Zeitpunkt recht entwickelt war, und hatten dort aber wenig Anerkennung gefunden, weil sie ihrerseits auch nicht bereit gewesen seien, sich irgendwie zu integrieren oder zu arrangieren oder wenigstens halbwegs anzupassen. Der junge Abraham sei also nicht alleine gewesen. Diese Gruppe habe dann nach einigen Irrwegen nach Palästina gefunden. Aber seine europäische Frau habe keine Kinder bekommen können, weshalb er – seine Frau nicht verstoßen wollend eine Ausnahmen machend die dortigen Regeln akzeptiert und sich eine Zweitfrau genommen. So wie bekannt.

Nur, anstelle sich anzupassen, wie wohl auch beabsichtigt, sei es eher zur Spaltung gekommen. Und so weiter.

„Willst Du sagen, der Eingott-Glaube stamme aus Europa?“

„Ich? Nein. Der Lothar – oder besser sein Buch. Aber mehr weiß ich einfach nicht darüber zu berichten. Ich wollte nur anmerken, dass ich erstaunt war, einen brasilianischen Schneidermeister anzutreffen, der mit solchen Themata befasst war.“

Hatte diese Idee etwas für sich? War nicht Nofretete eine Hethiterin und diese Leute doch europäischer Herkunft, wohl evoluiert? Hatte Nofretete vielleicht ihren Einfluss auf Echnaton ausgeübt? Ihn zu dem uns seltsam scheinenden Sonnen- aber eben Eingott geführt? Interessant. Aber wahrscheinlich war die Geschichte, die der Schneider Lothar las, eher der Erguss eines literarischen Scharlatans.

„Und? Hatte dieser Lothar dort sein Glück gemacht, wie er gehofft hatte?“

„Ich weiß nicht, ob er das wollte. Er hat mir nur soviel verraten, dass er glücklich gewesen sei, in diesen beschissenen Krieg in Europa nicht verwickelt gewesen zu sein. Er hatte ein Frau gefunden, hatte sein Einkommen gefunden, sich ein kleines Häuschen zusammen mit ihr bauen können. Offensichtlich war er glücklich gewesen.“

- <<Lothar,>> fragte ich ihn einmal, <<hätten Sie nicht manchmal Lust, Ihre alte Heimat wieder zu besuchen?>>

<<Hab' ich, hab' ich.>> Sagte er mir: << Ich war einmal dort in den Sechzigern, habe die Verwandten besucht. Aber wissen Sie, Jan>>, hat er zu mir gesagt, <<dieses Deutschland heute, ich habe das Land nicht wiedererkannt. Ich habe nach Hause fahren wollen, aber ich bin in einer fremden Welt angekommen. Und die Verwandtschaft? Oh je, sofern sie denn den Krieg überlebt hatten, die wollten auch nicht viel von mir wissen. Ist ja klar. Sie hatten die schwere Zeit

durchgemacht, und ich war davon gelaufen. Sie haben mir das nicht gesagt, sie haben es mich auch so nicht merken lassen. Aber man spürt das ja.>>

Ich denke, was er da spürte, das war wohl mehr in seinem Kopf, war wohl eher sein Gewissen?

„Und, war das ein angenehmer Mann?“

„Oh, ja. Ich habe nur wenige solche Leute angetroffen in meinem Leben. Er war groß und schlank, er hatte im Gesicht etwas von einer Kasperle-Puppe, stark profiliert, hager, und immer ein Lächeln auf den Lippen. Und so war wohl auch sein Gemüt.“

„Der Mann war ledig – oder?“

„Ja, nein, Witwer. Aber er hatte wieder geheiratet. Zu seinem Leidwesen. Ich werde es Dir später erzählen. Die neue Frau, in seinem Alter, auch Witwe, war eine eher kleine, aber auch sehr lustige, auch eine ehemalige Deutsche, die mit ihrem Mann ausgewandert war, ich weiß aber nicht wann. Und was sie machte? Ich glaube, sie war auch eine Schneiderin. Egal. Jedenfalls war sie kaum einmal im Hause, sie war ständig unterwegs.“

„Dann wart ihr beiden Männer alleine dort?“

„Ja, so gut wie. Aber sie hatten eine *empregada*, eine Schwarze, eine Hübsche. Und ich war ganz scharf auf sie.....“

„...und?“

„Vielleicht später. Es dauerte nicht lange, dann kam nämlich schon der André. Er war eine Passage später als ich mit dem zweiten Ozeandampfer gefahren, Du erinnerst Dich? Eugenio und Augusta?“

„Ja, ich erinnere mich gut, die Bouquinistin mit den kurzen schwarzen Haaren.....“

„Also, der André erhielt das zweite leere Zimmer, damit war das Haus auch voll. Wir freundeten uns etwas an, aßen zusammen zu Abend, am Wochenende kochte ich mir einen Eintopf, und der André und der Lothar, die sahen mir mit sabbernden Lefzen zu, solange bis ich es leid war und für drei Personen kochte. Die saßen, während ich das Essen zubereitete, auf der Bank wie zwei Geier, tranken ein Bier, unterhielten sich angestrengt; der eine in portugiesisch, der andere radebrechend in einer Mischung aus portugiesisch und französisch. Manchmal konnte ich vermitteln.

Und dann, wenn ich fertig war, - aufdecken musste ich auch noch, rühmten sie meine Kochkünste, diese Heuchler: dabei hatte ich nur Gemüse gekocht, Maggi-Tütensuppe obendrauf geschmissen, 'ne Wurst oder etwas Corned Beef hinein getan, fertig.“

„So schmarotzten die beiden um Dich herum?“

„Nein, das habe ich nie so gesehen. Ich habe nicht darauf geachtet, weißt Du, Gemüse und das Fleisch, das kostete ja fast nichts. Das teuerste war die Maggi-Suppe, wie überall im Leben; und an sonsten, der André hat sich bestimmt revanchiert, mit Kuchen vielleicht, oder er hat etwas eingekauft für uns alle. Schmarotzer sind bei mit schnell unten durch.“

Na, ich weiß nicht, ob das so richtig ist. Wenn man jemanden mag, dann merkt man es erst, wenn es lange zurückliegt. Und eingestehen möchte man es sich auch nicht; denn auf eigene Dummheiten, da treten wir schnell mal drauf und lassen sie gerne im Boden versinken. Auf der anderen Seite war der Jan wohl auch interessiert, sein Französisch zu erweitern und bereit, ein kleines Opfer zu bringen.

„So hat er mich eines Tage in seiner übergroßen Güte darüber aufgeklärt, dass es gar keine Zeit gibt – philosophisch gesehen“, fuhr der Jan fort und dann lachte der Jan, halb amüsiert, halb traurig.

„Und? Habt ihr darüber diskutiert? Ich meine, für einen Philosophen, wie Du es bist, doch ein gefundenes Fressen?“

„Nein, ich begreife mich nicht im Geringsten als Philosoph, meine Liebe. Vielleicht im Gegenteil. Habe ich Dir nicht einmal gestanden, dass ich dieses Gedicht von Goethe über den Philosophen

liebe?“

„Gut, aber was hast Du ihm darauf geantwortet? Ich meine, schließlich gibt es doch Verfall. Ist das nicht ein Maß für Zeit?“

„Du denkst dabei an die Messung der Zeit mittels Atom-Uhr? Gut, ja. Aber man muss doch gar nicht so weit gehen. Gäbe es keine Zeit, gäbe es keinen Ton, also auch keine Sprache, keine Bewegung. Dennoch musst Du sicher einräumen, dass Dir eine allgemein gültige Definition des Begriffs Zeit schwer fallen wird - oder?“

Wir wollten dieses Thema aber nicht weiter vertiefen, aber ich begriff, dass diese Unterhaltungen vielleicht die Initialzündungen waren für alle die Überlegungen des Jan auf der Terrasse.

„Und der Lothar, revanchierte der sich auch?“

„Nein, der revanchierte sich nicht.“

„Und Du sprichst trotzdem nett von ihm; Du bist aber ein Charakter!?“

„Nein, bin ich nicht, und der Lothar war auch kein Schmarotzer. Der Kühlschrank war permanent leer. Die neue Frau kaufte nicht ein, sie kochte nicht, und sie hatte die Kasse unter ihrer Kontrolle. Der Lothar nähte noch etwas, aber das Einkommen war wohl so gering, dass es hinten und vorne nicht reichte, für ihn. Diese Frau ließ ihn einfach bei uns betteln.“

„Das ist ja schlimm.“

„Das wird noch schlimmer. Aber, zu diesem Zeitpunkt kannte ich die Marcia ja noch nicht. Wir gingen unserer Arbeit nach. Der André war Ingenieur wie ich, hatte einen Job bei einer französischen Firma gefunden und war in der Konstruktion beschäftigt.

<<Jan,>> sagte er einmal, <<wenn Du siehst, wie die Leute hier arbeiten, dann schlägst Du die Hände über'm Kopf zusammen.>> Da hatte einer einen Rohrleitungs-Durchmesser dimensionieren sollen für den Transport einer erkläglichen Menge Flüssigkeit, und ein Maß von 3 mm heraus gerechnet. Der André hatte ihm gesagt, dass das nicht stimmen könne. Aber der junge Mann hatte darauf bestanden, dass die Rechnung richtig sei. Diese Romanen, hat der André gesagt, zum Verzweifeln sei das mit denen, zum einen seien sie oberflächlich und zum anderen auch noch beleidigt, wenn man ihnen etwas sage. Und dann sei etwas ganz Böses passiert: Der André sieht, wie auf dem Hof ein Druck-Behälter mit der Flamme bearbeitet wird....“

„Was heißt Druckbehälter?“

„Na ja, ein Behälter, so zwei Meter lang, ein Meter im Durchmesser, gedacht, um gepresste Luft aufzunehmen, für eine Pneumatik-Anlage.“

„Aha – und?“

„Na ja. Da hat der André den Mann gefragt, was er denn da mache, und zur Antwort bekommen, er solle den Behälter Spannungs-freiglühen (wie schreibt man das eigentlich?). Und da ist der André ausgerastet. Man muss wissen, spannungsfrei-glühen heißt, den Behälter in einen großen Ofen zu stecken, um ihn bei mehreren Hundert Grad in Gänze über längere Zeit zu erhitzen. Dann lösen sich langsam die Spannungen, die sich durch das Schweißen ergeben haben.“

„Und das ist notwendig?“

„Ja, die durch das Schweißen eingebrachten Spannungen würden von den Druckspannungen, die sich durch den Innendruck ergeben, ja noch überlagert werden, was zum Reißen des Behälters führen kann. Wenn ein solcher Behälter platzt, dann wirkt das wie 'ne kleine Atombombe.“

„Gut, und was ist passiert?“

„Der André hat sich an die Betriebsleitung gewandt. Als die aber keine Einsicht zeigten ist der André ausgerastet und hat dort so geschimpft, dass sie ihn beinahe gefeuert haben. <<Dieser Ton

stünde einem Angestellten in seiner Position nicht zu.>>, haben sie ihm gesagt.“

„Hätte er ein nicht ein bisschen diplomatischer sein können? - Was hat er gemacht?“

„Man muss wissen, der André war eine explosive Mischung aus kleinen giftigen Franzosen, einem tschechischem Vater und einer Mutter mit arabischem Blut. Ein super Drahtseil – wenn es nicht gerade reißt. Aber zu Deiner Frage: Er hat sich bei nächster Gelegenheit einen neuen Job gesucht. Aber damit fängt ja das Problem erst an. Bleibst du bei einer unfähigen Firma, machst du dich schuldig; verlässt du die Firma, heißt es bei den anderen Firmen, du hast kein Stehvermögen, oder etwas an dir sei nicht in Ordnung?“

Ja, das ist wohl ein Dilemma, über das man Romane schreiben könnte.

„Und weiter?“

„Ja, eines Tages fand ich eine Wohnung, nicht weit entfernt von der alten, die auch in der Nähe meiner Firma lag. Habe ich Dir schon erzählt, über die Brüder von der Toninha. Der André kam oft zu Besuch, ich lernte die Marcia kennen, wie Du weißt, und wir veranstalteten kleine Partys. Das ist eigentlich alles.“

„Und wie kam der André nach Brasilien? Hatte er Familie? Er war doch älter als Du?“

„Ja, nein, er war zehn Jahre älter als ich, hatte keine Familie, so erzählte er mir, d.h. seine Mutter lebte außerhalb von Paris. Und er habe, und dabei schaute er ein bisschen drollig drein, mal irgendwas mit einer Frau gehabt. <<Aber weißt Du, Jan,>> sagte er einmal, << ich habe bald gelernt, die Finger davon zu lassen.>>“

„Das klingt aber nicht plausibel.“

„Ist es auch nicht. Aber Du wirst sehen. Was ich Dir verschwiegen habe, der André hatte – ich hoffe hat immer noch – ein Humpelbein. Tut ja nichts zur Sache, und dennoch. Ich dachte immer, aufgrund seines Humpelbeins habe er Hemmungen oder Schwierigkeiten, eine Frau kennenzulernen. Denn ansonsten war das ein Mann, kein Bubi, der sich nach anderen Bubis umsieht. Er habe so an die zwölf Operationen gehabt, sagte er, und ich dachte immer, es sei plausibel, dass er allen Pepp für Frauen verloren habe.“

„Das klingt, als würde da noch eine Überraschung auf mich zukommen?“

„Kommt sie, warte, warte. Wir hatten immer und viel zu diskutieren, auch während der Fahrt nach Bahia. Eines Tages ergab sich eine hitzige Debatte über Banken und deren krimineller Energie, wie sich der André ausdrückte. Ich hielt dagegen, verteidigte die Banken, die meines Erachtens eben nicht per se kriminell seien. Das sei Blödsinn, sagte ich ihm. Und während dieser Diskussion wurde mir klar, der André war ein ganz linker – im politischen Sinne. Später erst habe ich mehr über darüber erfahren. Er war Teil einer Trotzkiistischen Bewegung in Frankreich und schon politisch tätig, als ich noch meine Kalorien addierte.“ (Jan meinte damit dass Berechnen von Energiebilanzen im Studium).

„Heute verteidigst Du die Banken aber nicht mehr – oder?“

„Nicht mehr so. Nach dem ich selber über angebliche sogenannte *Renner* wie Fonds und Aktien, die man mir ans Herz gelegt hatte, und über schamlose Provisionen gestolpert bin, sehe ich das etwas anders. Aber bitte, im allgemeinen geht es ja nicht ohne Banken. Ist ja blöd. Aber wenn der André sich mit anderen zusammentut, um – dem Sinn nach – seinen Brötchengeber zu schädigen, sollte er sich nicht wundern, wenn er selber von Banken übervorteilt wird. Ist halt die Menschheit.“

„Jan, den Juden hat man weiland vorgeworfen, sie gehen gnadenlos mit ihren Kunden um, wenn diese ihren Kreditraten nicht regelmäßig entrichten konnten. Die heutigen Banken machen das nicht anders. Sie versuchen ein Maximum für sich zu retten unter Inkaufnahme des Totalverlustes auf Seiten der Kreditnehmer. - Man muss nicht Trotzkiist sein, um diese Missstände zu sehen.“

„Richtig! Unter den Augen des Staates passiert das, der die Institutionen schützt und den Pöbel

behandelt wie eine heiße Kartoffel. Du musst mich nicht zum Freund der Banken erklären. Ich sehe das sehr wohl. Aber man muss doch die Kirche im Dorf lassen. Alles was ich sagen will, ist doch nur, man muss das Bankenwesen reformieren, nicht die Banken abschaffen. Übrigens arbeitet man zur Zeit an der Verbesserung der Rechte der Kreditnehmer.“

„Und was hat er insbesondere den Banken vorgeworfen?“

„Ach, - ich weiß gar nicht mehr was. Banken als Träger des Kapitalismus, als Unterbinder jeglichen sozialen Fortschritts, usw..“

„Das ist ja im Grunde noch nicht falsch?“

„Ja, gut. Aber dann, dass in diesem Gewerbe alle Gierschlunde abgefiltert werden.“

„Was soll das heißen?“

„Na, ja. Dass sich dort Leute konzentrieren, die nichts anderes als Geld zu scheffeln im Sinn haben. Das ist alles irgendwie richtig, und irgendwie falsch. Aber, es war die Einseitigkeit, die Vehemenz, mit einem Wort die Verbohrtheit, die mir da zu schaffen machte und mich das Gegenteil behaupten ließ.“

Da ergeben sich heiße Diskussionen, Streitereien, Zerwürfnissen, nur weil Leute mit gleicher oder ähnlicher Grundmeinung sich nicht verstehen wollen. Immer einer, der den Advokaten machen will.

„Ist schon gut, Jan. Du wolltest noch etwas zum André sagen.“

„Ja, was ich im Verlaufe der Zeit immer wieder bei ihm feststellte, das war eine pathologische Empfindsamkeit gegenüber allem, was ihn einzuengen drohte...“

„...was er *glaubte*, das ihn einzuengen drohte, vielleicht zu beherrschen drohte,!? Und auf das er emotional stark reagierte? “

„Ja, vielleicht ist das noch besser.“

„Das nennt man aber gemeinhin Anarchismus. Dein André war Anarchist!, mein lieber Jan.“

Der Jan schaute mich an, als hätte ich ihm seine Uhr geklaut. Nachdenklich, ganz nachdenklich fährt er fort: „Ja, vielleicht. - Ja, wahrscheinlich war er das wohl doch. Ich wollte das nie so sehen. Aber Du hast sicher recht, meine liebe kluge Gerlinde. Er hat mich einmal im Ferienhaus besucht, und im Verlaufe dieser drei Tage mit uns eine Antiquitäten-Ausstellung besucht. Wir hatten ihn dazu eingeladen und auch seine Karte dort bezahlt. War ja nicht so schlimm. Die Leute dort wollten halt nicht jeden Neugierigen in ihrem Bereich haben. Weißt Du, dort in der Abbaye-aux-Drames...“

„Warum *Drames*? Versteh' ich nicht.“ Ich war vielleicht nicht nur etwas verwundert, ich war wohl auch ein bisschen ungehalten ob seiner ständigen Abschweifungen. Es verkomplizierte manchmal seine Erzählungen. Das konnte stören, wie jemand, der beim Spaziergehen ständig stehen bleibt, um irgend etwas zu studieren.

„Entschuldige, war nur 'n Scherz. Ich meine damit die sündhaften Damen im Kloster, die dort auf der Tafel geschildert wurden. Kannst Du Dich erinnern? Tut mir Leid – vergiss es einfach.“

Dann - Pause. Jan eingeschnappt. Ich musste erst lange in meinem Kopf kramen. Wir hatten diesen Konvent besucht, die Kirche bewundert, sie gehört zu den Vorzeige-Einheiten der Stadt Saintes. Und irgendwo am Gebäude war eine große Tafel angebracht, auf der auch etwas über die sündigen Gepflogenheiten der Kloster-Damen geschildert wurde. Mir war das nicht mehr so präsent. Schließlich waren diese Damen ja nicht freiwillig in diesem Konvent, sie wurden als Töchter guter Häuser dort abgegeben, aus vielerlei Gründen. Sollten sie nun deshalb auf das Leben als solches verzichten? Wir vergessen das heute: Es waren normale Menschen mit allem Wohl und Wehe dieser Welt ausgestattet.

„Willst Du mir nicht weitererzählen?“

„Nein, keine Lust mehr.“

Pause.

„Ich habe doch nur gesagt, dass ich etwas nicht verstehe. Mir war das im Moment nicht mehr präsent – das mit den Damen. Warum bist Du so böse?“

„Dein Ton, liebe Gerlinde. Dein Ton, - als hätte ich einen silbernen Löffel geklaut.“

Kann das sein? Gibt es das? Ein Kerl wie ein mittlerer Baum und empfindlich wie eine Nonne? Vielleicht hätte diese so gar noch mehr Humor aufgebracht.

Die Situation normalisierte sich langsam. Er hatte seinen kleinen Auftritt gehabt und der Unmut war vergessen. Es hatte uns beiden etwas gekostet. Aber war es das Wert? Es war Jan's eigener Stil, sofort jede Kleinigkeit zu reklamieren. Mit Erfolg, scheint mir. Denn in meinem *Begleitprogramm*, wie Jan sich einmal ausdrückte, lief immer die Frage mit: mach' ich das jetzt richtig, bin ich zu frech, bin ich zu aggressiv? Ist der Ton nicht doch verletzend?

„Also gut. Eigentlich bin ich fertig mit meiner Geschichte. Ich bin mit meinen Gedanken in die Kaparten gekommen. Tut mir Leid.“

„Nein, nicht doch. Wir haben uns verzettelt. Du warst beim André und seinen Marotten stehen geblieben. Du sprachst über den Eintritt für die Ausstellung.“

„Ah. Gott. Also, die Miete für die Ausstellung war sicher sehr teuer für die Aussteller dort, in diesen heiligen Hallen, so dass man die Besucher, die wirklich interessiert waren, zur Kasse bat. Aber kurz nach Eintritt fängt doch der André an, über die Aussteller zu schimpfen, und zwar lauthals: diese Unverschämtheit, Geld dafür zu verlangen, dass man in ihr Geschäft kommen darf, als sei es ein Museum. Abzockerei für das bisschen Möbel, das es dort zu sehen gäbe, sei das....

Wir, die Franziska war dabei, und das war für mich besonders peinlich, beruhigten ihn erst einmal. Ich glaube, es hat nicht viel gefehlt, dann hätten sie uns zu dritt vor die Türe gesetzt. <<André,>> habe ich gesagt, <<Du musst doch nicht hier hinein. Du hast doch die Freiheit, draußen zu bleiben. Und – wenn Du einen Tisch kaufst, so einen aus der Zeit von Louis-Philipp, dann bekommst Du auch die Eintrittskarte erstattet.>>“

Köstlich fand ich das: „Das war ihm wohl zu viel der Logik – oder? Er konnte bestimmt über Deinen Scherz nicht lachen. Ich kenne diesen Typ von Mensch. Dein André muss arg verletzt gewesen sein, um eine solche Einstellung zu haben. Vielleicht waren seine vielen Operationen doch daran mit schuld.“

„Ich denke, ganz sicher. Mehr noch. Später erfuhr ich, dass er wegen den Operationen kein wirkliches Studium abschließen konnte und im Grunde ein Autodidakt war, der als Hobby Differentialgleichungen löste.“

„Kann ich mir aber auch als Hobby vorstellen. Du nicht? Als Ingenieur?“

„Nein, es sei denn, ich bin beruflich in einer Position, in der das von Nutzen ist oder sein könnte. Ansonsten kannst du das mit dem ständigen Putzen deines Gewehres vergleichen – blödsinnig, das.“

Hat er da recht, der Jan? Hobbys lassen immer im gewissen Rahmen auf die Psyche und den Bewusstseins- oder Bildungsgrad eines Menschen schließen. Nicht umsonst fragen alle Firmen ihre Bewerber nach deren Freizeitbeschäftigungen. Was hätte der Jan denn da hineingeschrieben?

Einmal habe ich ihn diese intime Fragerei so genervt, dass er geschrieben habe: 'Saufen und ficken,' dann sei er aufgestanden und gegangen. Lieber Gott, lass Abend werden.

„Ja,“ sagt der Jan, „solche Handicaps können eine große Rolle spielen. Wenn ihm das Leben so übel mit gespielt hat, und er keine Chance sehe, seine wahre Natur auszuleben, oder sich beruflich nicht entfalten konnte. Dann verhärtet da jemanden schnell.“

„Waren das schon die Überraschungen, die Du angedeutet hast?“

„Nein, beileibe nicht. Das war'n Ausrutscher. Wollte ich Dir eigentlich gar nicht erzählen.“

Und es wird sich noch herausstellen, dass es – *beileibe* – mehr war als das.

„Und weiter?“

„Und weiter? Nach dem wir dann gemeinsam die Marcia kennengelernt hatten, gingen wir des öfteren zusammen essen. Die Marcia, sagte ich schon, mochte ihn sehr, er war charmant zu ihr. Und die Marcia zu ihm dann auch. Auf der anderen Seite: nur ein Wort in Richtung einer politisch linken Andeutung von Seiten des André, und wir hatten einen kleinen Streit. <<Komm, André,“ sagt die Marcia, „was beklagst Du denn da? Wir Brasilianer kommen mit dieser Art Demokratie zu recht. Warum Du nicht auch. Die Wirtschaft läuft und ist stabil. Die Brasilianer sind zufrieden mit dem System. Ja, klar, den Caipiros könnte es noch besser gehen, aber selbst die beklagen sich nicht.>>

Klar, die beklagten sich nicht. Diese Penner bekamen genügend Unterstützung und außerdem hatten sie alle Freiheiten, sie konnte betteln, Lose verkaufen, schwarz arbeiten und was weiß ich. Keiner kümmerte sich um sie. Kein Finanzbeamter wollte von Ihnen einen Sous. Überhaupt, wenn ich daran zurückdenke, viele, sehr viele arbeiteten schwarz, nur die Angestellten zahlten geregelt ihre Steuern. Aber der Rubel rollte, keiner klagte. Und - es war still im Land. Und der André gab erstaunlich schnell klein bei. Er war so kleinlaut, wie er das mir gegenüber niemals gewesen wäre.“

„Aha.“

„Was, aha?“

„Aha, nur so.“

„Nur so sagt man doch nicht 'Aha'?“

„Nein? Ich habe da einen Gedanken, der mir kam. Nichts besonderes. Erzähl bitte weiter. Ich erzähl' es Dir später. Hast Du eigentlich die Hübsche noch einmal wieder gesehen, die Du da in dem Bus nach Bahia kennengelernt hattest.“

„Ja, richtig, irgendwann, als ich mit der Marcia verabredet war, da bin ich ihr zufällig begegnet. Wir haben uns begrüßt, alles Gute gewünscht und sind unserer Wege gegangen.“

„Aha.“

„Was 'Aha'?“

„Nichts, nur so.“

„Nur so?“

*

„Ja. Und jetzt erzählst Du mir, wie Du den André nach Deiner Rückkehr wiedertreffen hast, ja?“

„Nein, mit Nichten. Willst Du gar nicht wissen, was aus dem alten Lothar geworden ist, und seiner Frau?“

„Oh, den habe ich ja ganz vergessen. Du hast recht. Du machtest eine Andeutung, das da was passiert sein muss – oder?“

„Ja, ganz schrecklich. Also, unter den Augen des André, der ja auch nicht ständig dort war, um sich um ihn zu kümmern, ist er langsam verhungert. Ich wiederhole mich: Er hatte nie nichts im Kühlschrank und sein Frau war ständig auf Achse. Und chic, sage ich Dir. Einmal, als ich dort noch wohnte, überkam mich die Lust. Ich war alleine mit ihr im Haus. Und ihre Koketterie fiel mir schon auf...“

„...und, ist etwas passiert? Mit einer alten Frau? Jan!“

„Du hast keine Ahnung, wie alte Frauen attraktiv sein können für junge Männer, und was da alles

passiert in dieser Welt. Aber. Nein. Es ist nichts passiert. Ich glaube, im Augenblick der Möglichkeiten bin ich zu doof, traue mich nicht, habe Bedenken. Der übliche Psycho-Schrott. Ein Tag später ärgere ich mich über mich. Aber nach zwei Tagen bin ich wieder ganz glücklich mit meiner Doofheit...Nein, es ist nichts passiert,“ wiederholte er.

„Und weiter?“

„Du erinnerst Dich an die Tage, die der André und ich in Bahia waren?“

„Ja.“

„Also, der André kam nach diesem Ausflug nach Hause, der Lothar war nicht im Hause, er war abgeholt worden ins Krankenhaus. Die Empregada hatte es ihm gesagt. So fuhr der André anderen Tags ins Krankenhaus, nach Feierabend, den Lothar zu besuchen. Da war der alte Mann ganz verändert. Sah sich nicht mehr ähnlich. Nierenversagen, hieß es. Was man tun könne, fragte der André. Nur eine schnelle Operation könne ihm helfen – vielleicht.“

Der André fuhr nach Hause, traurig, denn der mochte den Lothar sehr. Sprach dann mit seiner Frau, die natürlich auch schon alle Informationen hatte. Und die antwortete ihm nur kaltschnäuzig, dass da wohl nichts mehr zu machen sei. Die Operation könne man sich nicht leisten, und die Aussichten seien den Ärzten nach kaum größer als Null.“

„Und der Lothar starb?“

„Ja, ich glaube so gar qualvoll.“

„Und die Frau? Hat sich getröstet?“

„Und wie. Ich habe den André noch einmal dort besucht, bevor er irgendwo anders hinzog. Die Frau war voll chic, hatte sich einen VW-Käfer gekauft. Das war damals das Auto par excellence dort. Und verabschiedete sich mit den Worten, sie wolle jetzt etwas vom Leben haben, und fuhr in den Urlaub, in die Touristen-Metropole *Foz de Iguazu*.“

„Was ist das? Klingt komisch.“

„Klingt es auch. Iguazu ist ein indianischer Eigennahme, Foz kannst Du ja aus dem Lateinischen selber ableiten. Es handelt sich um die Wasserfälle an der Grenze zu Paraguay....oder Uruguay. Ich kann das nicht behalten. Jedenfalls um den kleinen Pups-Staat im Süden.“

„Und was ist Deine bescheidene Meinung über diese Geschichte?“

„Ich? Ich schließe mich dem Verdacht vom André an...“

„...dass sie ihn vergiftet hat?“

„Ja, das glaube ich.“

Wie machten erst einmal eine Pause. Tranken etwas. Irgendwo waren wir beide etwas betroffen. Ich hatte diese doch alte Geschichte erst gerade erfahren, und Jan kannte sie auch schon ein halbes Leben lang. Dennoch. So etwas löst Betroffenheit aus. Warum eigentlich?

Warum eigentlich? Ganz einfach. Weil wir betroffen sind. Weil wir uns in die Situation der anderen so hineinversetzen, dass wir uns vorstellen, selber dort – betroffen – sein zu können. Man stelle sich nur einen kannibalistischen Vorgang vor.

*

„Und jetzt noch kurz das Ende der Geschichte – bitte. Sonst kann ich nicht schlafen.“

„Ja. Willst Du? Also gut. Ich bin zurück nach Hause in Deutschland. Erst zu Mami und Pappi, über den Besuch bei der Schwester in New York, über Island.....Aber das erste, was meine Mutter fragte: <<...was>>

„Hast Du mir schon erzählt, Jan: Was an Brasilien so falsch gewesen sei, haben sie Dich gefragt.“

„Stimmt, haben sie. Gut. Also, ich hatte den Kontakt mit dem André aufrecht erhalten, und so lud er mich zu seiner Familie nach Paris ein. Und ich fuhr hin, mit dem Nachtzug. Er holte mich am Bahnhof *Gar du Nord* ab. Wir freuten uns wie ein altes Liebespaar, uns wieder zu sehen. Er führte mich sogleich in ein brasilianisches Restaurant und bestellte dort einen Rum. Aus Nostalgie. Denn der brasilianische Rum hat einen ganz bestimmten, unverkennbaren Geschmack. Und den wollte er mir bieten. Aber die Chefin hatte wohl in uns zwei Caipiros entdeckt, forderte uns auf, sofort und möglichst schon im Stehen zu zahlen und das Lokal sofort zu verlassen.

Na, da herrschten Sitten, in Paris.

Gut, und dann sind wir hinaus gefahren zu seiner Mutter, d.h. zu seinem Geburtshaus. Sein Vater war tot, sein Bruder, ein erfolgreicher Werbe-Manager, lebte im Süden. Nur er, dieser Nichts, lebte bei seiner Mutter, weit außerhalb in einem kleinen Ort.“

„Warst Du nicht verwundert?“

„Nicht im Geringsten. Passte alles wie die Faust auf's Auge. Handicapé lebt bei seiner Mutter. Fertig. Was soll's?“

„Und die Mutter,“ wollte ich wissen, „was war das für eine Frau? Eine alles beherrschende Furie, die ihrem Sohn sagte, wo es lang ging?“

„Oh, nein, die Mutter war eine Seele von Frau. Sie wurde mir im Laufe der nächsten Jahre zu einer Ersatzmutter. Nein, - nicht soweit. Aber ich hatte sie sehr gerne. Ich half ihr beim Putzen des Gemüses, wenn der André zum Arbeiten außer Haus war, pflegte etwas den Garten, schnitt die Hecke, über deren *ondulen* Eigenschaften der André sich lustig machte. Ich machte etwas Urlaub dort. Nein, Du hast immer noch ein falsches Bild von diesem Mann.“

„Habe ich? Bin ich dumm? Das reimt sich doch alles nicht.“

„Nein, Du bist weder dumm noch sonst etwas. Ich habe Dir etwas Wesentliches vorenthalten. Die Überraschungen, auf die Du wartest.“

Ich war schon sehr gespannt. Er machte es auch spannend, ich meine, er zögerte da wohl eine Banalität hinaus, der ich mit Angst auf Enttäuschung entgegenschah.

„Immer noch? Ich denke, Du bist am Ende Deiner Geschichte angekommen?“

„Ja, aber nur fast. Also, wir aßen etwas, das uns die Mutter gekocht hatte, tranken ein kühles Bier, und der André verabschiedete sich, er müsse morgen früh 'raus. Ließ mich doch mit seiner Mutter alleine. Die alte Frau war so an die siebzig Jahre alt. Sie machte mir das Bett und ich ging dann auch bald schlafen.“

„Das ist aber nichts Besonderes.“

„Nein, ist es nicht. Am anderen Morgen stehe ich auf, der André war schon gegangen, die Mutter schon in der Küche. Verschlafen, wie ich noch war, geh ich zum Bad. Und auf dem Wege dorthin, sehe ich Bilder an der Wand, eine Tafel mit lauter Fotos. Familie, Frauen, Kinder, André, andere Leute.

Zuerst habe ich mir nichts dabei gedacht. Der Bruder hatte ja Kinder, das wusste ich...“

Ich begann etwas zu ahnen, er erzählte so zielgerichtet, dass man nicht umhin kam. Aber ich wollte ihn nicht unterbrechen.

„...ging ins Bad, wusch mich. Ging in die Küche zum Frühstück, bekam einen Kaffee, d.h. einen Muckefuck mit etwas Zichorie darin...“

„Was ist das?“

„...also einen mokka-fau, etwas Baguette, etwas Butter, etwas Marmelade...“

„...ein richtiges französisches Frühstück also?“

„Ja, *un Petit Dejeuné Français Classic*. Dabei frage ich die alte Frau, wer das denn da sei auf den Bildern? <<Ach,>> sagt sie, <<Sie wissen das nicht? Das ist Robert mit seiner Frau und seinen Kindern, und der André mit Monique und seinen Kindern.....>>“

„Aha. Das war die Überraschung? Ich habe es zuletzt geahnt. Aber Du hast recht. Ich hatte ein Bild von einem Junggesellen im Kopf, *un lache*, wie Du mal sagtest. Er hatte bei mir keine Chance, wirklich Erwachsen zu werden.“

„Siehst Du, so ist das. Auch mich hat es vom Hocker gehauen. Ich hatte plötzlich ein ganz anderes Bild von ihm. Das heißt, es drängte sich mir eines auf. Da entpuppte sich jemand als Familienvater, der Verantwortung hatte, für eine Familie arbeiten ging...“

„...Und deshalb ist er nach Brasilien gegangen, um dort mehr zu verdienen als zu Hause? Oder war er doch von einer Firma dahin beordert worden, auf billigem Wege; Du machtest mal so eine Andeutung?“

„Nein, nein, weder noch. Er war auf dem gleichen Wege dort wie ich. Subventioniert und ohne bestimmte Anlaufstelle. Nein, das war es nicht. Das Geheimnis war, seine Frau hatte ihn mit einem jungen Mann betrogen, und er war dahinter gekommen. Er gab zwar zu, dass er sexuell nicht sonderlich interessiert noch interessant war, die OP's hatten ihn doch wohl recht mitgenommen. Aber er war dann doch so stincke sauer auf seine Monique, dass er sich erst von ihr trennen wollte, dann aber diesen Weg wählte.“

„Und er hat Dir die ganze Zeit nichts davon erzählt?“

„Nichts, fast zwei Jahre hat er mich an der Nase herumgeführt. Ich habe es ihm nachgesehen.“

„Und Du hast die Familie kennengelernt?“

„Ja, klar, ich habe später dort Urlaub gemacht. Aber davon erzähl ich Dir nichts mehr. Jetzt sprinte nach Hause. Klopf unseren Leo ins Bett, erzähl ihm eine Gute-Nacht-Geschichte, z. B. die von dem verlorenen armen Mann, den seine böse Frau in die weite Welt geschickt hat....“

Ja, wir gingen. Ich war noch etwas benommen von dieser Geschichte. Und ich küsste ihn zum Abschied ganz feste. Und ich merkte, spürte, wie sehr er das genoss – seine weichen Lippen, die sich nicht aufdrängten aber auch nicht weichen wollten.....

Jan und ein Bordell-Besuch

Ob mein Leo einmal ein Bordell aufsuchen wird?

Diese Frage stellte sich mir eigentlich nicht oder eben noch lange nicht, und dennoch kommt einer Mutter gelegentlich so etwas in den Sinn, so ähnlich wie: wird er mal Soldat werden, wird er ein guter Sportler werden, wird er hoffentlich keine Drogen nehmen, wird er eine gute Freundin haben, mit ihr Liebe machen? Wird er keine Liebe machen, wird er einen Ausgleich suchen – ein Bordell besuchen? Zum Alkohol greifen, zum Sport? Nein, lieber wäre mir, die jungen Leute würden sich lieben – nicht zu intensiv, aber ausreichend, um Leben zu können. Ohne Liebe kann man nicht leben. Ich bin schon froh, dass der Zwang zur Heirat, wie die Generation der Eltern ihn gekannt hat, heute keine Rolle mehr spielt, wenigstens nicht mehr in dieser Form. Oder wie es in den USA üblich ist, bei den bekloppten Amerikanern, wie Jan sich auszudrücken pflegt: Sie heiraten, um ihren Sex zu legitimieren – dann lassen sie sich wieder scheiden – um eine scheinbare legitime Viel-Partnerei betreiben zu können.

„Jan?“

„Ja.“

„Sag, warst Du schon einmal im Bordell?“

„Das ist aber keine sehr freundliche Frage. Klar war ich schon einmal im Bordell – als Kellner.“

„Jan, bitte. - Und?“

„Nichts. Was soll ich Dir da erzählen, Du weißt doch, wie man Liebe macht – oder?“

Er schmunzelte etwas, war nicht ganz so ernst, wie es seine Worte scheinen ließen. Wir hätten das Thema auch schon abbrechen können, aber *cette air de filou* in seinem Gesicht reizte mich einfach zum Nachfragen.

„Aber Jan, man macht doch keine Liebe dort. Und außerdem, es ist doch etwas anderes, ob sich zwei Liebende einig sind, sich zu lieben, oder ob zwei sich vollkommen fremde Menschen sich einig werden, Sex mit einander zu haben. Komm, erzähl mir eine Geschichte.“

„Klar! Ist das nicht dasselbe. Wenn Du als Mann eine solche Hilfestellung in Anspruch nimmst, dann bist du kurz davor – zu platzen. Sexuell, meine ich. Du bist bereit, alles zu tun, um diesen Druck los zu werden.“

„Du könntest masturbieren?“

„Du kennst Dich aus! Klar, könnte man. Aber der körperliche Druck ist nicht das alleinige Problem. Das Problem ist psychisch. Ich bin kein Psychologe, und ich fürchte, der kann es auch nicht erklären, zumindest nicht, wenn er nicht in ähnlichen Situationen war.“

„Wie meinst Du das? Du denkst an Stress, an Einsamkeit, vielleicht Angst?“

„Nein, das heißt ja, das kommt hinzu, ich denke an den Wunsch, eine Frau berühren zu dürfen. Mann hat das so nötig, wie ein Vegetarier ab und zu ein kleines Steak benötigt, so zwischendurch – wenn Du erlaubst. Es ist wichtig für einen Mann...“

„...für eine Frau vielleicht auch?!“

„Welch eine Frage. Aber ich war schon lange keine mehr. Außerdem hast Du einen Mann gefragt! Unterbewusste Angst, Situations-Angst, Lebens-Angst, Einsamkeit, Stress, der Wunsch nach Wertschätzung, all' das kommt noch obendrauf. Ein Chef hat mir einmal gestanden, also jemand, der viele Dienstreisen unternimmt, dass er in eine fremde Stadt kommend, erst einmal ein Bordell aufsuchen muss...“

„Das kann aber auch eine Gewohnheit oder gar Droge sein?“

„Ja, das denke ich auch. Aber erst auf der Basis von Einsamkeit und Angst. Wozu nehmen die jungen Leute Drogen. Schau Die die Typen an, sie haben alle etwas gemeinsam, ihnen steht die Lebensangst ins Gesicht geschrieben, so wie den Rechtsradikalen ihre brutale Lebenskraft. Ja, und da kommt vielleicht auch die Angst vor dem geschäftlichen Auftritt am anderen Tag hinzu: Wer abends sündigt, verhandelt am anderen Tag lockerer – folglich besser.“

Männer! Erst ins Bordell, dann erst zum Traualtar!? Kannte ich bereits schon. Armes Geschlecht. Sind wir Frauen da etwas einfacher gestrickt, vielleicht vom Typ Geländewagen? Nicht so schnell aber zuverlässiger als mit einem solchen überdrehten Motor ausgestattet?

„Und Du denkst, ohne diese psychischen Begleiterscheinungen gäbe es diesen Druck nicht – oder weniger? Du würdest damit einräumen, dass die sexuelle Begierde eine Folge psychischer Spannungen ist?“

„Ja, - nein. Ja. Die Stärke der psychischen Spannung, vielleicht, nicht die Spannung als solche.“

Ja, denke ich auch heute noch, das war eine weise Erkenntnis. Wenn man sich Männer ansieht, die der Vergewaltigung oder der sexuellen Nötigung beschuldigt werden, dann sieht man dort keine Männer, man sieht dort unausgereifte Buben, Latschies, Strizis, wie meine Mutter sie nannte. Mit einem Wort MVA`s: männlich - verkommen - abgefuckt.

„Jan, schön. Aber Du wolltest mir eine Geschichte erzählen. Wie war das Erste Mal?“

Da lachte der Jan laut auf: „Nein – Du wolltest eine hören! Meine liebe Gerlinde. Ich erzähle Dir,

wie es das zweite Mal war, und dann das Erste Mal. Ja?“

„Von mir aus.“

„Gut, das zweite mal, da war ich in Paris. Nutten standen da in der Rue St. Denis am Straßenrand und boten sich an, klar, was sonst. Frage ich eine Schöne nach dem Preis für ihren Dienst, nennt sie mir eine für meine Vorstellung sehr hohe Zahl. Ich weiß nicht mehr. Jedenfalls war ich sehr erstaunt und sage zu ihr: <<...mais, je ne suis pas un tourist?>>

Antwortet sie wie aus der Pistole geschossen: <<...non, moi non plus!>>

„Schön. Und Du bist nicht mit ihr gegangen?“

„Nein, es hatte für mich keine Spannung, oder nicht genügend. Das erste mal war das ganz anders. Ich war Praktikant bei Siemens und musste noch die Abendschule besuchen, und zwar in Essen an der dortigen Hochschule für Maschinenbau. Und nach der Vorlesung trotteten wir wieder zum Bahnhof und fuhren nach Hause. Eines Abends aber kam einer von uns auf die Idee, zur *Stahlstraße* zu gehen, dass war damals eine bekannte Straße, abgesperrt und bewacht. Und dieser Straße hatte es lauter kleiner Häuser, in denen die Prostituierten ein Apartment bewohnten. Sie standen auf der Straße, oder saßen am Fenster. Leicht bekleidet nur.

Mochten sie den Älteren Männern gegenüber sich einer lasziven oder gar obszönen Sprachweise bedienen, so waren sie zu uns ganz jungen Männern von achtzehn Jahren geradezu mutternhaft. Ja, richtig sanft...“

„...sirenenhaft...?“

„Ja, wenn Du so willst. Eine sonore Stimme flüsterte mir zu: <<Na, mein junger Held, willst Du nicht mal zu mir kommen?>>“

„Und das turnte Dich an?“

„Ja, nicht die Bemerkung *Held*, aber die Stimme. Du hast recht, es war die Stimme einer Sirene. Eine Stimme, die die Sinne vernebelt. Männer sind so, Also, wir standen also zu mehreren dort, darunter mein Jugendfreund, Dieter, der den gleichen beruflichen Weg ging wie ich, und unterhielten uns über Preis und Leistung, und was sie so alles zu bieten hatte. Aber in einem sehr zivilen Jargon. Sie akzeptierte unsere Unerfahrenheit und klärte uns ein wenig auf. Zehn DM sollte es kosten, und wenn sie sich ganz ausziehen sollte, dann sollte es auch fünfzehn DM kosten. Aber bitte, nur ein mal...und so in dem Ton.“

„Und auf Sonderwünsche ging sie gar nicht ein – oder?“

„Nein, Du hast recht. Ich glaube, die wusste genau, dass das bei uns jungen Leuten keine Rolle spielte. Sein kleines Etwas an den Ort seiner Träume zu verfrachten, das war für uns das non plus ultra des Seins schlechthin. Sie wusste das bestimmt ganz genau.“

„Und dann?“ Langsam wurde es etwas prickelnd.

„Und dann? Dann schaute sie mich ganz persönlich an, zeigte mit dem Finger auf mich, und fragte: >>na, was ist. Komm schon rein – nur Mut.>>“

„Und dann bist Du reingegangen?“

„Ja, ich konnte gar nicht mehr anders. Ich weiß nicht, welche Hormone da die spezielle Rolle spielen. So wie man von Adrenalin zur Handlung angetrieben wird, so war das auch hier. Bevor ich wusste, was ich wollte, war ich auch in ihrem Zimmer: Hauseingang – erste Türe rechts!“

„Und was geschah?“ - Mein Gott, was ein banales Thema. Sollte ich mich meiner Neugier schämen? Hätte ich mich schämen sollen, als ich hinter einem Baum stehend Jan bei der Arbeit zusah und Gefallen an der Situation hatte? Nein, es ist so. Durch ein Schlüsselloch zu schauen ist doch ein spannender Moment. Wie erginge es dem Theaterbesucher, wenn der Zuschauerraum hell erleuchtet wäre? Gar nicht gut!

„Erst einmal verabschiedete sie sich von den anderen Jungs, bat geschickt und freundlich um Verständnis, sie habe jetzt etwas zu tun, dann machte sie das Fenster zu, zog die Gardinen vor, dann begrüßte sie mich freundlich und bat mich, ihr das Geld zu geben. Das tat ich, aber ich hatte nur zehn Mark bei mir.

<<Möchtest Du mich nicht nackt sehen?,>> fragte sie.

Und ich wollte doch so gerne. Das erste mal eine Frau in ihrer Gänze sehen. Mein Gott, war das aufregend. Aber ich hatte kein Geld dabei. Sie sah mir wohl meinen Wunsch an den Augen an und sagte dann ziemlich sanft: <<Wenn Du mir versprichst wieder zu kommen, um mir die fünf Mark zu bringen, dann ziehe ich mich ganz aus – hm?>>

Ich war so aufgeregt, dass ich mich sagen hören: <<Ja, das verspreche ich Ihnen.>>“

„Du hast sie geziezt?“

„Ja, mein Gott. Mir wäre das Duzen gar nicht in den Sinn gekommen. Du hast vielleicht recht. Aber hätte ich mich auf Ihre Stufe begeben sollen?“

Auf welche Stufe, fragte ich mich. Eine nach oben – wegen des Alters und der Erfahrung? Oder nach unten wegen der Verkommenheit? Die beiden nahmen sich doch gar nichts. Wer gab, wer nahm denn hier? Was ging da nur in diesem Jungen vor? Sex! Purer Sex! Masturbation mit lebender Vorlage!? Jan wird mir das später bestätigen. Und Jan weiter:

„<<Gut>>, sagte sie nur. Dann zog sie sich aus, ganz langsam – und sie wusste bestimmt warum, und zog sie mir die Unterhose runter, nahm mein kleines verschrecktes Etwas in die Hand und verpasste der aufkeimenden Gewalt einen Präservativ.

Ja, und der Rest ist kurz erzählt. Bevor ich es noch richtig genießen konnte, war es auch schon vorüber.

<<Was?“, reklamierte sie künstlich aber freundlich, <<bist Du schon da.>> Und dann lachte sie ein silberhelles Lachen, streichelte mir die Wange. Und wir zogen uns wieder an.

Ich versprach ihr, das Geld zu holen, und ich glaube, sie war gespannt, ob ich mein Wort hielt. Draußen waren die Jungs und warteten auf mich. Nur einer fehlte: mein Jugendfreund. Auf den musste ich warten, er war meine vertraute Seele, ihm konnte ich bekennen, was ich denn da versprochen hatte, die anderen hätten mich vielleicht ausgelacht ob meines Wunsches, mein Versprechen auch einzuhalten. Schließlich kam er angedackelt. Ein bisschen rot im Gesicht, er war ein etwas fülliger junger Mann, der wohl auch etwas unter Bluthochdruck litt.

Er sagte nicht viel dazu, war wohl selber seelisch ganz außer Atem, gab mir das Geld, und ich ging zu der *Dame* zurück. Sie nahm das Geld mit dem Ausdruck von Bewunderung, strich mir über meinen Pullover, genoss die feine Wolle, und schaute mir tief in die Augen – ich werde das nie vergessen – und sagte dann: <<...Du bist aber ein guter Junge, Du kommst bestimmt aus einem guten Hause..?>> und dann entließ sie mich mit den Worten, ich möge doch einfach mal wieder vorbei schauen.

Das also war Jan's *Erstes Mal*. Ich war gerührt und auch ein wenig benommen. Ich hatte die Erzählung durchlebt und etwas durchlitten. Ich sah ihn vor meinen Augen mit einer anderen Frau im Bett, auch wenn es sich zu einer Zeit abspielte, zu der ich ihn ja noch nicht kannte. Es hatte mich dennoch nicht kalt gelassen – und ich hätte jetzt Lust auf ihn bekommen können.

Aber er holte mich mit seiner sonoren Stimme in die Wirklichkeit zurück. „Nun, meine *Voyeuse*, bist Du nun zufrieden? Langt Dir das für heute?“ Dann streichelte auch er mir über meinen Pullover, unmerklich für andere, ganz fein über die Spitzen meiner Brüste, und wieder spürte ich ein Aufbäumen meiner Natur.

„Und,“ wiederholte er seine Frage, nur etwas sanfter: „– hat Dich das nun angemacht? Oder angewidert? Ich sehe, Dein Gesichtsausdruck hat etwas harte Züge bekommen?“

„Ja!“

Jan lachte: „Angemacht – oder abgemacht?“

„Ja. Eher angemacht.“

„Schön“, kicherte der Jan, „nein, nicht schön. Was folgerst Du aus dieser Geschichte?“

„Nichts. Aber ich möchte Dich jetzt haben, und verspreche Dir, im nächsten Leben werde ich nicht mehr heiraten. Ich werde mich frei halten für die Dinge dieser Welt...“

„Und auf unseren Leo würdest Du verzichten?“

„Warum auf den Leo verzichten? Braucht ein Junge einen Vater? – dann geht er ihn besuchen.“

„Man kann sich scheiden lassen – heute?“

„Ja und nein. Ich habe ein Versprechen abgegeben. So wie Du auch. Außerdem wäre es zu spät, ich bin nicht darauf eingerichtet, alleine zu leben. Und Du würdest mich nicht wollen.“

„Das sind mehrere Widersprüche in einem?!“

„Ja, ich sehe das auch so. Wir sind schon eine bescheuerte Spezies, mein Gott. Alle anderen Lebewesen haben einen festen Rhythmus. Nur bei uns stimmen Wunsch und Wirklichkeit überhaupt nicht überein.“

„Aber irgendetwas muss dem Lieben Gott ja an uns gefallen haben, dass er uns Leben lässt?“

„Leben lässt? Ständig unterzieht er uns Prüfungen, und ständig versucht er, uns in irgendein Meer zu spülen? - Ja, apropos Meer“, ich holte tief Luft: „Ja, Jan, das war ja eine schöne Geschichte. Aber es gibt auch noch eine andere – oder?“

„Ja, und ob. Ich war mit dem ASTA, und der Dieter war auch dabei, kurz nach unserer ersten Erfahrung in Paris. Wir turnten dort in Gruppen durch die Bars und Jazz-Keller. Eine tolle Stimmung für uns junge Leute, gar nicht zu beschreiben. Wir waren in der Gegend vom Moulin Rouge, als urplötzlich der Dieter mit einer super blonden jungen Frau in ein Haus verschwand. Ich wartete und wartete, und schließlich kam er wieder aus dem Haus und erzählte mir, was ihm geschehen sei. Schon nachdem er den *Grundtarif* bezahlt hatte, hatte sie ihn mehrmals gefragt, was sie ihm denn Besonderes machen sollte, und was das denn kosten sollte...“

„Hat er sie denn genügend verstanden?“

„Die paar Sätze, die da wichtig sind, sprechen die Mädchen in allen Sprachen dieser Welt. Die sind nicht dumm, diese Mädchen, sie sind halt an nichts anderem interessiert. Leicht verdientes Geld – halt. Also, er wollte einfach nur sein Aufhupferle machen und dann gehen, aber sie ließ nicht locker. Schließlich machte sie sich an seine Kleider heran, holte sein Portemonnaie heraus, wehrte seinen Versuch ab, die Geldbörse wieder in die Hand zu bekommen, und entnahm ihr das ganze Bargeld...“

„Hat er sich das Gefallen lassen müssen?“

„Weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, was ich getan hätte. Dort aufzubegehren ist nicht ungefährlich. Da gibt es Männer, die heben dich mit dem kleinen Finger hoch...“

„Schweine...!“

„Nein, die tun ihre Pflicht, die Frauen zu beschützen, das ist notwendig. Was glaubst Du, mit welchem Plebs diese Frauen da zu tun haben? Und diese Männer wissen ja nicht, was denn da wirklich vor sich geht – sofern sie es denn nicht auch billigen oder sogar anregen – es kommen ja immer Charaktere zusammen, die auch zusammen passen!“

So wie wir? Ich verstand die Anspielung, aber ich wollte jetzt nicht darauf eingehen.

„Na, ja. Ist er denn dann noch wenigstens zu seinem ... , wie sagst Du?, *Aufhupferle*? ... gekommen?“

Und der Jan lachte mal wieder. „Schön, wie Du das sagst mit Deinen schönen bayrischen Akzent. Sag' das bloß nicht, wenn wir mal zusammen sein sollten. Das falle ich vor Lachen aus dem Bett...“

Und dann bestätigte er, dass der Dieter halt noch zu seinem Recht hat kommen dürfen – aber eben mehr schlecht als recht - aber doch arg viel Lehrgeld hatte zahlen müssen.

„Waren das die Erfahrungen der anderen Jungs in Paris auch?“

„Nein, aber was ich Dir erzählt habe, das war wohl die ganze Bandbreite dessen, was einem Kleinbürger wie wir es waren, so passieren konnte.“

Ich war ja während dieses Aufenthaltes auch einmal im Bordell, nämlich in der berühmten Straße St. Denis, in der ich dann später mal vorsichtig nachgefragt hatte. Da stand eine junge, hübsche, adrette, dunkelhaarige, mittelgroße junge Frau mit wunderschönen Augen, und ich fragte mich, ob ich denn mit solch einem Wesen gerne verheiratet wäre. Einer solchen Frau, so dachte ich, könne ich bestimmt treu sein, da würde die Freude auf den anderen sicher bis zum Ende des Lebens reichen...“

„...es gehören aber immer zwei zum Leben...“

„Ist schon klar. War ja auch nur so ein Gedanke. Also, wir hatten ein kurzes Gespräch, ganz sachlich, so wie zwei Taschendiebe auf dem Marktplatz. Um uns herum tobte das normale Geschäftsleben. Händler, die sich laut unterhielten, Anweisungen gaben, Gehilfen, die Anweisungen bekamen und Waren karrten und räumten.“

Und dann ging ich mit ihr in die erste Etage. Sie bat mich, mich auszuziehen – untenherum natürlich nur. Dann nahm sie mich an den Arm, zog mich sanft an das Waschbecken, fasste mich sanft an, es war ja noch alles weich und locker. Trotz meiner Meinung, schon ein Routinier zu sein, und trotz meiner Spannung auf das Neue, das da kommen sollte, war ich schüchtern und folgsam. Sie inspizierte eingehend meine kleine Bedürfnis Zentrale, machte sie nass, nahm Seife und wusch mich gründlich. Trocknete mich ab. Dann schob sie mich sanft beiseite, zog ihren Slip aus und wusch sich gleichermaßen.

Der Rest war die bekannte Mechanik des Lebens, so sanft wie kurz.“

„Du hast das Bezahlen vergessen.“

„Richtig. Bezahlt habe ich erst beim Herausgehen. Ich bezahlte etwas mehr als gefordert war. Sie bedankte sich artig aber ohne Überschwang. Ich denke, Freier, die regelmäßig kamen, würden sich sicher nicht lumpen lassen.“

„Was mir dabei auffällt, so wie Du es erzählst, ist, dass es sich um eine richtig kleines Geschäft handelte: Ware gegen Bezahlung, in aller Transparenz, mit einem kleinen Bakschisch für die Freundlichkeit.“

„So ist das, und so ist das gut. Nur, die Gegend um das Moulin Rouge war eine ganz andere als in in der Rue St. Denis, wo die Händler die Nutten akzeptierten, solange es keine Krawalle gab; sie konnten keine Streitereien zwischen den Frauen und den Freiern gebrauchen. Und schon gar keine herumlungernenden Strizis. Bewacht wurden die Mädchen also von der ganz normalen Geschäftswelt, mit der sich wohl keiner gerne angelegt hätte.“

Ja, das waren Jan's Erinnerungen an die große weite Welt der Bordelle, an Paris, der Metropole des Lebens schlechthin, an das Babylon seiner Zeit. Andere Erlebnisse, über die er noch hätte erzählen können, wären sicher Wiederholungen gewesen. Ich fragte nicht nach, er bot mir keine mehr an. Das Thema war abgeschlossen. Und Jan war mir mit einem Hauch an Vertrautheit nähergekommen.

Nun musste ich ihm noch etwas vom Leo erzählen. Er bestand geradezu darauf. Ich bemerkte, wenn ich vom Leo erzählte, dass ich plötzlich einen ganz anderen Jan vor mir hatte. Sanft, anteilsam (ist das nicht ein schöner Begriff?), neugierig wie ein kleiner Junge. Wenn ich etwas Gutes berichtete, dann lachte er mit Freude; wenn ich etwas Trauriges berichtete, dann bekam er gleich feuchte Augen.

So erzählte ich ihm eines Abends die Geschichte von Leo und der schweren Türe.

Ich erreichte mit dem Leo das Haus meiner Mutter, einem Miethaus, sie wohnte im zweiten Stockwerk. Ich klingelte und die Türe öffnete sich automatisch, d.h. das Schloss öffnete sich, die Türe selber blieb an Ort und Stelle, sie war einfach zu schwer, man musste ordentlich drücken, um sie zu öffnen.

So, wie ich die Türe etwas aufgedrückt habe, werde ich von jemandem angesprochen, einer Nachbarin, die mir guten Tag sagen will. Ich drehe mich um, bin abgelenkt und lasse auch die Türe los. Einen Augenblick nur, ich erwidere den Tagesgruß. Plötzlich schießt mir etwas durch den Kopf, ein Gedanke?, eine Ahnung?, eine Warnung?. Ich wende mich blitzartig der Türe zu, sehend wie sich die kleinen Händchen um den Türpfosten gelegt haben, während die Türe, diese unendlich schwere Türe, sich auf eben diese kleinen Händchen zu bewegt. Keine Verzögerungszeit war erlaubt, um den Kleinen vor einer schweren Verletzung zu retten, die sein ganzes Leben beeinträchtigt hätte. Keine Zehntelsekunde zu früh!

Während ich hier sitze und nachdenke, wie das real abgelaufen ist, finde ich keinen Schluss. Ich weiß heute nicht mehr, habe ich die Türe aufgestoßen oder habe ich dem Leo die Hand aus dem Gefahrenbereich gezogen?

Erst einmal war der Jan erschreckt oder gar geschockt. Er stammelte nur: „Mein Gott, mein Leo,“ so als habe er ihn schon tot gesehen. Dann wurden seine Augen feucht, und man sah ihm an, wie er geistig den Jungen auf den Arm nahm und fest an sich drückte. Er holte tief Luft, schüttelte wie üblich in solchen Situationen seinen Kopf und versuchte sich zu sammeln.

„Du siehst, wie wir funktionieren? Wie unser Unterbewusstsein funktioniert? Der alte *La Mettrie*, hat schon diese These vertreten, *L'Homme Machine*, nannten sie ihn in Frankreich. Er stieß auf Widerstände wie später *Darwin* auch. Und wir sind heute immer noch nicht richtig aufgeklärt oder gebildet.“

La Mettrie?, muss ich da was nachlesen?

Jan der Vergewaltiger

„Jan?“

„Gerlinde, ma chère?“

„Jan, sag, hast Du schon einmal eine Frau versucht zu vergewaltigen?“

„Du meinst vielleicht zu *bedrängen*, ob ich eine Frau bedrängt habe?“

„Nun, ja. Vergewaltigt oder bedrängt – wo ist der Unterschied? Es fängt immer mit Bedrängen an – oder?“

War ich nicht auch das eine oder andere Mal bedrängt worden? Hatte dieser Eduardo, dieser Hurensohn, nicht alles versucht, die Gelegenheit auszunutzen, um an sein Ziel zu kommen? Ich hatte mich gewehrt, ihn schließlich erkennen lassen, dass ich notfalls meine Unschuld mit allen verfügbaren Mitteln verteidigen würde. War das nun ein Vergewaltigungs-Versuch oder nur eine Bedrängung? Werde ich meinen Sohn, wenn er denn mal etwas älter sein wird, auch in diese Richtung aufklären müssen?

„Darin sehe ich aber einen nicht unerheblichen Unterschied, meine Liebe. Bedrängen tut irgendwie jeder Mann eine Frau, die sich ziert, sich nicht richtig äußert, ob – ja oder nein! Das ist meines Erachtens auch seine Aufgabe, das gehört zur Natur dazu. Ob uns das gefällt oder nicht, aber wir haben eine naturgegebene Aufgabe, uns zu mischen – wenn es nicht auf die einvernehmliche Weise, dann eben notfalls auf die aufdringliche.“

„Aber mein Lieber. Bei der Anbahnung von Intimitäten ergeben sich doch eindeutige Signale seitens des Mädchens. Da muss man als Mann doch nicht nachhelfen?“

„Also, zum einen ist das Bedrängen nicht auf Männer beschränkt. Ich habe Frauen kennengelernt, die waren ebenso aufdringlich, wie es Männer sein können. Aber damit will ich Dich nicht langweilen. Nein, manchmal sind die Signale widersprüchlich. Sie machen dich heiß und lassen dich dann mit deinem Problem alleine – weiden sich an deiner Not.. Vielleicht haben sie eine gewisse Befriedigung gefunden, die der Mann in dieser Situation aber nicht erreichen kann?“

Kann der Jan da Recht haben? Erreichen Frauen beim Fummeln einen kleinen Zwischen-Orgasmus, der sie mindestens einen Augenblick lang befähigt, zu einer gewissen Vernunft zurück zu finden?“

„Gut, das gibt aber einem Mann noch lange nicht das Recht, mit seinem Bedrängen fort zu fahren.“

„Nein? Nein, mit Nichten. Aber er hat nun ein sexuelles Problem. Seine gesamte Hormonwelt spielt verrückt. Frauen sollten das eigentlich wissen. Wenn sie es dennoch darauf ankommen lassen, dann tragen sie eine erhebliche Mitschuld an dem weiteren Vorgang.“

„Hast Du – oder hast Du nicht?“

„Jemanden bedrängt, dass es zu einer Intimität kam? - Ja, habe ich. Ich bin unglücklich darüber. Aber es war so. Da kommt während des Studiums ein Mädchen, das ich vom Sport kannte, auf meine Bude. Einfach so. Wir unterhalten uns, wir knutschen, wir kommen auf's Bett zu liegen und knutschen weiter – bis ich versuche, ihr den Slip auszuziehen, was mir zwar gelingt, nur – sie schlägt plötzlich um sich. Einfach so mit den Armen, wild, ganz wild.“

„Und Du hast nicht von ihr abgelassen?“

„Nein, ich habe später lange darüber nachgedacht. Was war das überhaupt. War das panische Abwehr? War das Ausdruck von sexueller Trance? War das vielleicht sogar ein Anfall von Fallsucht? Ich weiß es immer noch nicht. Jedenfalls hatte ich trotz dieses Verhaltens keine Mühe, mein Ziel zu erreichen.“

Ich war schockiert. Aber ich wollte es ja so. Ich wollte den Mann kennenlernen mit all seinen Sonnen- und Schattenseiten. Und wir hatten uns versprochen, kein Tabu zu akzeptieren. Gefährlich für eine Freundschaft.

„Und? Dann?“

„Und dann? Dann war es zu Ende. Das Mädchen wurde ruhiger. Lag da wie ohnmächtig. Kam langsam zu sich. Stand auf, wusch sich. Zog sich an. Machte mir den Vorwurf, ich habe sie vergewaltigt und ging – einfach so. Ich habe sie nie wiedergesehen.“

Schocking, die Zweite. „Tut es Dir nicht Leid?“

„Mir tut das arg Leid, nein mir tat das auch sofort hinterher Leid. Mir war, als hätte ich meine Mutter erstochen. Das kann sich ein Außenstehender gar nicht vorstellen: Leere im Herzen, Leere im Kopf, und was weiß ich noch alles wo.“

Ja, der Lektor, den ich mit meinem Manuskript aufgesucht hatte, hatte Recht, man könnte diese Szene besser in einen Roman einflechten, einen Roman über die Liebschaften eines Studenten mit tödlichem Ausgang eines seiner Gespielinnen oder so. So etwas wird gelesen. Aber so war es nicht. Jan würde nie erfahren, was aus dem Mädchen geworden ist. Die Nachfrage bei seinen Sportfreunden am Studienort, den er schließlich bald verließ, hieß es, das Mädchen habe die Stadt verlassen, sei in die Schweiz gezogen – einfach so.

Und nun grübelt der Jan, ob seine Untat eindeutige Folgen gehabt haben könnte – und trauert....

„Jan? Ich bin entsetzt, ich bin traurig.“

„Gerlinde, ich auch. Glaub es mir. Eigentlich wollte ich Dir das ersparen. Aber Du hast darauf bestanden.“

Er sprach das leise, nachdenklich, und mit leicht feuchten, traurigen Augen.

Die Geschichte der Conchita I

„Und heute erzählst Du mir die Geschichte mit der Conchita!?!- Bitte.“

„Gerlinde, ich wiederhole mich, das ist eine lange Geschichte, die erzählt man nicht so zwischen Rotwein und Pizza.“

Ich merkte, er wollte sich einfach drücken. Irgendwann hatte er eine Bemerkung fallen lassen, und nun wollte er nicht mehr dazu stehen. Handelte es sich um eine Fehlleistung? Oder gar Schlimmeres?

„Macht *nix*, der Horst hat heute Abend Dienst und der Leo schläft bei der Mutter – also, was ist?“

„Ja, gut, kann ja alles sein. Aber wenn es so lang wird, trinkst Du vielleicht zu viel, und ich muss Dich nach Hause tragen?“

„Nein, komm schon.“

„Also gut.....“ Und dann erzählte mir der Jan seine Geschichte.

*

<<Hallo, kann ich Sie mitnehmen?>>

Die so angesprochene junge Dame, groß, schlank, dunkelhaarig, war auf dem Weg zum Bus, der sie zur Arbeitsstelle fahren sollte. Es war früh am Morgen. Die junge Dame drehte sich zur Seite und schaute dem Jan, den Fahrer des kleinen offenen Wagens an, lächelte, bedankte sich höflich, nein, sie wolle gerne zu Fuß gehen, und setzte ihren Weg fort. Er hatte sie einmal durch das Firmentor schreiten sehen und wusste, dass sie bei der selben Firma arbeitete.

Tage vergingen und Jan konnte sie auf dem Firmengelände nicht entdecken. Und morgens früh auch nicht. Man arbeitete nach dem Prinzip *Gleitzeit*, das die Firma erst vor kurzer Zeit eingeführt hatte, und so kam halt jeder innerhalb eines gewissen Zeitfensters, wann er wollte. Doch dann, an einem Morgen beim Betreten der Firma, sah er sie, und sie ihn, und sie lächelten sich zu.

Und eines guten Morgens fand die gleiche Prozedur statt mit dem Unterschied, es regnete in Strömen. Der Wagen war natürlich geschlossen, so dass der Jan schon einmal kurz aussteigen musste, um die junge Dame zum Mitfahren einzuladen.

<<Guten Morgen, kann ich Sie nicht doch mit nehmen – bei diesem Wetter?>>

Nun, jetzt gab es kein Argument mehr, dass sie davon hätte abhalten konnte, mitzufahren, es sei denn, sie hatte etwas gegen diesen aufdringlichen Typen. Sie bedankte sich, sagte *ja gerne*, klappte den Schirm zu und stieg in diesen kleinen Wagen ein, und der rührte nun davon.

<<Ieß habbe Ssie auf dehm DLRG-Gelände gesehen. Ieß wusste nieß, dass Ssie au dort arbeitte – so vielle Leute sind das dort....>> sagte sie in einem etwas schwerem Deutsch. Er wird diesen Slang sein Leben lang im Ohr behalten.

Im weiteren werde ich sie aber deutsch sprechen lassen, es würde einfach zu kompliziert. Wenn es dem Leser gefällt, mag er ja ihre Wort in ihren Originalton übersetzen.

So ein hübsches Mädchen und solch eine schlechte Aussprache. Jan war für einen Augenblick entsetzt. Aber was hatte er erwartet? Was machte sie in der Firma. Wo steckte sie?

<<Ich heiße Jan>>, stellte Jan sich vor.

<<Und ich bin Conchita. Ich lebe hier bei meiner Schwester. Sie ist mit einem Deutschen verheiratet, den sie Spanien kennengelernt hat. Ich arbeite in der Küche der Kantine. Und Du...?>>

Nein, kein *Sie*. Er war *Du* für sie.

Blitzschnell wurde ihm bewusst: die exotische Schönheit war ein junge Gastarbeiterin aus Spanien, das musste für ein Mädchen vom Lande reichen. Während der 10 km, die sie zu fahren hatten,

plauderten sie über die Firma und über so Allgemeines, eben das, was sich zwei, die sich eigentlich gar nicht kennen, zu sagen haben.

Sie arbeite in der Küche der Kantine hatte sie eingestanden; das heißt, sie gestand das nicht so einfach, sie sagte das mit einem Selbstbewusstsein, als wolle sie sagen, ich bin der neue Vorstand im Hause DLRG.

Eine Köchin? Eine junge Angestellte in der Küche? Welch eine Verschwendung für solch ein hübsches Mädchen. Eine junge Spanierin, die nach Deutschland gekommen war, um hier zu arbeiten, um hier ihren Mann kennen zu lernen, ihre Kinder zu bekommen, und um hier zu leben?

Er merkte, wie sich schon im Verlaufe der kleinen Unterhaltung seine Einstellung geändert hatte. Sie sprach fließend und halbwegs korrekt. Sie hatte ein hübsches Lachen, war anmutig, offen und ohne jede Verklemmung. Sie hatte wohl fleißig lernen müssen, um diesen Stand zu erreichen. Mein Gott, dachte Jan, wie klingt es wohl, wenn du im Ausland dein Schul-Englisch oder -Französisch anzubringen versuchst? Weißt du das eigentlich? - Nein! Nicht nötig, sie werden es ihm noch sagen, ohne Gnade werden sie sein, wenn sie ihn fragen, ob er nicht mal endlich die Landessprache erlernen wolle.

Und im Laufe der Zeit wird er ihr *ieß* für *ich* ganz lustig und erfrischend finden.

Als sie ausstieg, bedankte sie sich freundlich. Nun sei sie zwar etwas zu früh, aber der Chef habe wohl nichts dagegen. Und dann lachte sie ein hellwaches Lachen, eben ein solches wie sie es selber war.

Und dann eine kleine Überraschung: Ob er, der Jan, sie denn wieder mitnehmen würde, falls er sie zufällig sehen sollte. Da staunte der Jan nicht schlecht. „Öh, ja, natürlich...“, stotterte der Jan.

Er fuhr zu seinem Parkplatz, ging leicht nachdenklich durch das Firmen-Portal, kontrolliert von strengen Wächtern, schließlich betrat er ja – wenngleich privat - den verlängerten Flur des Verteidigungs-Ministeriums. Man wollte ja dort den Senkrechtstarter für militärischen Einsatz bauen. Einen Transporter. Die Kampfversion hatten die Briten ja schon unter dem Namen *Harrier* gebaut. Ein toller Flieger, da waren sich alle einig. Nur – ob man das auch so gut hinbekommen wird? Vor allem die Steuerung? Denn ohne eine ausgefeilte automatische Lage- und Transitions-Regelung wird kein Mensch diesen Vogel fliegen können.

Er betrat das Gebäude, in dem er sein Büro hatte, welches er sich mit Rudi dem Schwaben teilte, der alles konnte, nur kein Hochdeutsch. Rudi, der bei einem Erdbeben auf die Aufforderung von Jan, das Haus zu verlassen, erst ...*ah – wa - Blödsinn...*, rief, dann aber bleich wie Wachs wurde und am Jan vorbei durchs Haus nach draußen floh.

Keiner würde den Jan auf die Conchita ansprechen, wenn er ihn denn mit ihr ins Geschäft hätte kommen sehen, aber bei dem ersten, den er traf, da war er sich nicht sicher. Der Herr Major der Luftwaffe hatte ihn entdeckt, war stehen geblieben und sprach den Jan an: „Ab, da ist ja unser guter Jan. Hübsches Mädchen haben sie da aussteigen lassen. Da kann man ja neidisch werden.“

<<Da müssen Sie nicht neidisch werden. Ich stelle sie Ihnen vor, wenn Sie wollen. Ist ein patentenes Mädchen.>> Er verkniff sich weiter gehende Bemerkungen.

Doch der Herr Major dankte freundlich ablehnend. Ging seiner Wege.

Dieser alberne Bubbi. Wie in Gottes Namen kommt jemand im zarten Alter von gerade mal dreißig zu einem solchen Titel? Bei der Marine waren Majore, also Kapitäne, alte und ernsthafte Männer mit Grünspan an den Abzeichen. Keine Flaumbärte wie dieser. - Oder doch? Bei der U-Boot-Waffe vielleicht? Durch Verführung mit einem hohen Rang? Nein, nein, bei den U-Booten war der Commander ein KaLeu. Er hatte alle Vollmachten eines Kapitäns, aber es waren ja im allgemeinen junge Offiziere, die erst noch etwas werden wollten.

Aber bei der Luftwaffe? Da schien es wohl eine Titel-Inflation zu geben. Sei es drum.

Und so nahm der Jan die hübsche Conchita morgens mit, wenn er sie denn zufällig auf dem Weg zum Bus antraf. Nein, er gab sich nicht die Mühe, ihr zur rechten Zeit zu begegnen. Nein, der Jan wollte keine Gewohnheit daraus werden lassen, keine Verpflichtung übernehmen. Es würde, so war er überzeugt, zu nichts Gutem führen. Dennoch, was nicht zu verhindern war, man wurde etwas vertraut mit einander. Denn, manchmal traf er sie auf dem Weg zum Bus nach Feierabend. Und sie ließ sich gerne einladen, zum Mitfahren aber auch, um gemeinsam ein Eis zu essen – es war halt Sommer.

Er erfuhr etwas über ihre Familie, der Papa, die Geschwister, ja, auch die Mutter. Was sie machten. Und sie waren alle irgendetwas, sie waren alle halbwegs gebildete Leute. Ihre Schwester, bei der sie nun wohnte, war Krankenschwester im Ort. Nun über ihre eigene Ausbildung sagte sie nichts, und Jan wollte nicht so indiskret sein. Nur einmal deutete sie an, dass sie für eine Ehe vorbereitet sei, und alles könne, was dort von Nöten sei.

Nur, der Jan machte sich keine weitere Gedanken darüber, er wollte weder ein Verhältnis mit einem Gastarbeiter Mädchen, noch sonst ein festes Verhältnis. Er war eingestellt, sich erst einmal dort im Lande, dort im Süden, wo er eigentlich nicht hingehörte, zurecht zu finden. Hatte er mit seiner Freundlichkeit einen Fehler begangen?

Jan selber war noch nicht lange bei der Firma DLRG, wohnte in einem möblierten Zimmer bei Frau Zeisig im Meisenweg.

Der Sommer verging ohne dass etwas passierte, d.h. Zwischen ihm und der Conchita. Sie waren einfach Bekannte, Kollegen, Freunde. Die Familie der Conchita kannte ihn und akzeptierte den jungen Mann. Junger Mann? Jan wird bald dreißig Jahre alt werden.

Aber etwas anderes passierte. Jan lernte sein schönes Engagement kennen. Schön, jung, Witwe, Mutter eines kleinen Jungen. Und der Jan war verliebt. Und die Liebe wurde erwidert – so schien es dem Jan wenigstens. Und der Jan fühlte sich wohl, seit langer Zeit einmal. Seine Verlobte hatte ihm den Laufpass gegeben, einem kleinen dicken aber erfolgreichen Verkäufer von Schreibtischen zu Liebe. Wir haben das schon erzählt. Er hatte Frankfurt zu Gunsten des Südens verlassen.

Nicht erzählt haben wir, dass just in diesem Augenblick seine Ex anrief, fragte wie es ihm ging, und ob er sie denn noch liebe.

Ja, schon, sagte der vollkommen verdatterte Jan, ja, das täte er. Das ließe sich ja nicht so einfach beiseite schieben. Aber nein, sie seien jetzt auseinander, und noch einmal in diese Situation wolle er nicht. Hätte er ohne sein schönes Engagement etwas anderes gesagt? Nein, sagte er mir, nein, nein, nein. Vertrauen zerstört, alles zerstört!

Aber sein schönes Engagement entpuppte sich auch bald als Luftnummer. Man hatte wohl gesehen, wie er die Conchita im Auto mitgenommen hatte. Irgendjemand hatte ihn mit Conchita Eis essen sehen. Und wer mit einem Gastarbeiter Mädchen aus der Kantine gesehen wird, na, der hat schon mal wenig Chancen. Ob dazu noch kam, dass man die Chancen für den Jan in diesem Geschäft gering einschätzte, das darf angenommen werden. Das räumt so gar der Jan auf meine Frage ein.

Auch für Conchita hatte sich etwas geändert. Sie hatte einen Kollegen von Jan kennengelernt, der es aber ernst mit der Conchita meinte. Jan kannte ihn nur vom Sehen. Jan wünschte der Conchita Glück. Aber es passierte etwas eigenartiges. Etwas, dass man als Mann wissen sollte. Etwas, dass es Wert ist, dass junge Männer darauf aufmerksam gemacht werden.

Conchitas Freund war auf Dienstreise und Conchita, die doch eine geheime Liebe zu Jan hegte, kam eines Abends mit ihrer schönen Schwester Isabella, einer anderen als die, die Jan schon kannte, etwas älter als Conchita, den Jan besuchen, um ihn aufzufordern, mit ihnen ein Eis essen zu gehen.

Und Jan, der nun wieder ledig war – auf allen Ebenen des Lebens, sagte zu, und sie fuhren hinaus zu einem schönen Lokal an der Uferpromenade. Sie unterhielten sich, sie tanzten, Es wurde später und sie tranken einen Wein. Isabella sprach schon etwas deutsch, versuchte wohl in die Fußstapfen ihrer älteren Schwester zu treten.

Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Plötzlich tauchte Conchitas Freund auf. Offensichtlich war er früher zurück gekommen, suchte Conchita. Wahrscheinlich hatte die älteste Schwester gewusst, wo ungefähr sich die beiden Mädchen aufhalten würden.

In Wut entbrannt stürmte dieser vermeintlich betrogene Liebhaber auf Conchita zu – er kannte den Jan als ihren kollegialen Freund, fasste, ohne ein Wort zu sagen, die Conchita am Handgelenk, zerrte sie von ihrem Stuhl und nötigte sie mit ihm zu gehen. Conchita schaute sich nur hilflos um. Dem Jan stockte der Atem. Die Isabella sagte kein Ton. Hätte er.....?

Er hat sich oft die Frage gestellt, ob er hätte intervenieren sollen. Aber was und wie?

Nein! Er musste sie gehen lassen, sie war seine Braut, und musste selber entscheiden, ob sie das zuließ oder nicht.

Dass er den restlichen Abend mit der Isabella verbrachte, sie nach Hause fuhr, sich freundlich verabschiedete und die Isabella von ihm, hatte keine Folgen. Isabella war nicht auf Jan aus und er nicht auf sie.

Aber das war nicht das, was es zu erzählen galt. Das war nur die Vorgeschichte. Ein paar Wochen später, Jan hatte schon seine Papiere für seine Reise nach Brasilien, da kam die Conchita ihn besuchen, sie wisse von seinem Vorhaben, sie wolle sich verabschieden und wolle, so es ihm denn passe, mit ihm ein Glas Wein trinken. Aber Conchita wollte etwas ganz anderes.

Und dann legte sie ihren Mantel ab und hatte darunter – nein, nicht nichts an, nein. aber sie trug die damals berühmten Hotpants, ganz kurze eng anliegende Hosen aus schwarzem Samt. Dazu eine enge schicke Bluse, rot wie Blut. Dazu ihre schwarzen Haare, ihr scharf geschnittenes längliche Gesicht. Conchita sah verführerisch aus – nein, sie war es auch. Jan hatte gar keine Chance. Auch ohne, dass er bald bemerkte, dass Conchita unter ihrer Hose – nichts – trug.

Es kam, wie es kommen sollte, wie Conchita es mit Sicherheit wollte. Sie ließ ihm auch keine Chance zum Interruptus, sie hielt ihn fest. Welch eine Falle? Ein spanisches Fremdarbeiter Mädchen legt den Jan hinein, er, der sich mit allen Wassern auszukennen schien.

Aber wir würden heute über Conchita anders geschrieben haben als wir es tun, wenn es denn so gewesen wäre. Sie liebten sich, sie blieb bei ihm die Nacht. Sie versicherte ihm, ihn immer zu lieben, und dass er immer ihr Freund bleiben würde, was immer auch kommen mag.

In den Morgenstunden ging sie.

„Du denkst, Jan, sie hätte sich rächen wollen, an ihrem Freund, der sie gedemütigt hatte? Der Dich und auch die Isabella gedemütigt hatte?“

Ja, meinte der Jan, irgendwie schon. Er hatte sich in ihr Leben gedrängt, ihr, dieser hübschen jungen Frau die Chance genommen, sich zu entwickeln, wie Jan ihr geraten hatte. Sie akzeptierte ihr Schicksal, das sie so überfallen hatte, weil sie keine Perspektive, wie man sagt, mehr in Aussicht hatte und für ein Jungferndasein nicht geschaffen war. Sie war eine reife junge Frau, wie eine Pflaume, die gepflückt werden soll, bevor sie schrumpelt.

Und, er, der Jan, habe diese Reaktion bei Frauen des öfteren beobachtet. Frauen, die von ihren Männern weniger als Partner denn als Hausfrau oder Mutter ihrer Kinder akzeptiert werden, entwickeln ein Bedürfnis nach Ausgleich, nach Ausgleich für diese kalte Demütigung – möglicherweise oft nicht wissend, woher ihr Verhalten kommt.

Diese Worte gingen mir noch lange durch den Kopf und ich zog Parallelen zu dem Verhalten der Conchita. Ja, ich musste einräumen, irgendetwas Wahres muss an der Beobachtung vom Jan sein. Ließ der Horst mich Partner sein? Verlangte nicht auch er von mir, erst einmal Mutter seines Sohnes zu sein, wenngleich ich alle Freiheiten hatte. Aber – allein der Gedanke darüber, über ich Freiheiten genieße, besagt bereits, dass ich unter einem Mangel als Freiheiten litt – unbewusst. Schlimmer noch, ich wurde mir klar, dass der Begriff *Freiheit* überhaupt nicht vorkommen durfte in einer Partnerschaft.

Und nun bin ich versucht, über die Freiheit zu rasonieren, die wir in dieser Demokratie erleben. Und ich komme zu dem gleichen Schluss: Wer sich seiner Freiheit bewusst ist, scheint sie schon verspielt zu haben. Der Gedanke daran dürfte gar nicht erst aufkommen. Vielleicht – könnten wir dann besser von Freiheit sprechen.

Aber nein, Philosophie habe ich nicht studiert, und lasse das auch gleich wieder beiseite.

„Ja, Jan, war interessant und unterhaltsam, Deine Geschichte von der Conchita. Sie hätte noch ein bisschen länger sein können, aber Du hast mir eine große Freude gemacht. Schade, dass sie zu Ende ist. - Oder hast Du die Conchita wieder gesehen?“

„Die Geschichte ist nicht zu Ende, wenngleich nicht viel passiert zwischen dem Jetzt und der Pointe. Pass auf:

Als ich aus Brasilien zurück kam, mit Franziska Kontakt aufnahm, das heißt eigentlich, sie mit mir, da hörte ich, dass Conchita nicht mehr in der Küche arbeitet, sondern als Verkäuferin in einem renommierten Geschäft. Aber gesehen habe ich sie erst elf Jahre nach meiner Abreise nach Brasilien.“

Seine Worte hatten etwas Bedeutung Schwangeres. Man merkt das, wenn jemand etwas sagen, etwas ausdrücken will.

„Jan? Du willst etwas sagen damit? Man hört das heraus. Was ist es?“

„Ja, Du hast recht. Du bist aber auch 'ne Kluge. Ja, ich will etwas sagen. Ich entdeckte sie spazierengehender Weise mit der Franziska, als sie vor mir her lief. Ihr damaliger Freund und sicher jetziger Ehemann lief vor ihr her, hatte eine kleine Tochter an der Hand. Ein blondes Mädchen. Und sie selber hatte einen Jungen neben sich.

„Und was Du mir sagen willst, ist, der Junge war about zehn Jahre alt?“

„Ja, genau.“

„Und es könnte Dein Sohn sein, denkst Du folgerichtig?“

„Nein.“

„Was nein, warum willst Du so sicher sein, es sind ja nur ungefähre Daten.“

„Nein, nicht könnte, ich bin ganz sicher. Ich war ja mit Franziska unterwegs, und wir gingen hinter ihnen her. Conchita hatte sich wie von Geisterhand beeinflusst umgedreht, sah mich bzw. uns. Schaute mich an, lächelte, drehte ihr immer noch schönes Gesicht wieder nach vorne, legte ihren Arm um die Schulter des Jungen, zog ihn mütterlich an sich heran, löste den Arm für einen Augenblick, und dann, und das schockt mich heute noch, zeigt mit dem Zeigefinger ihrer linken Hand auf den Kopf des Jungen, der links von ihr ging, in der Art, wie man sagen will: *...dieser Junge ist von Dir...*“

Ja, das war nun auch für mich ein mittelschwerer Schock. Mein Gott, was für ein Leben hinter der Fassade eines stink normalen Menschen.

Ich sagte es dem Jan, und der Jan gestand, dass er es immer noch sei, geschockt, und ihn ein schlechtes Gewissen und ein höchst ungutes Gefühl plage, obwohl er sich ja doch nicht ganz sicher wännen darf, dass ein fremder Mann seinen Sohn erzieht. Es würde ihm noch heute sehr nahe gehen.

Später, viel später werden wir noch etwas von Conchita hören.

Die Geschichte vom Chefkollegen Robert

„Jan, als Du dann von Kanada zurück kamst, bist Du denn wieder zu Deinem alten Chef zurück gekommen? Wieder in die selbe Abteilung? Wieder die alten Gesichter?“

„Beinahe wäre es so gelaufen, wie Du da befürchtest. Aber es lief anders. Mein Chef vermittelte mich zwar an eine andere Abteilung, aber ich war nicht glücklich dort. Du weißt, diese institutionalisierten privaten Staatsbetriebe, die haben heute eine interessante Aufgabe und morgen sitzen sie auf dem Trockenen und drehen Däumchen, ich kann aber nicht Däumchen drehen. Es geht nicht...“

Etwas schwer zu verstehen für mich. Wer dreht nicht gerne mal zwischen durch Däumchen? Muss doch gehen. Aber so Leute gibt es, die das nicht können. Jan war einer von ihnen, der Horst war auch so ein Schafferle und der Leo, na der wird bestimmt kein Däumchendreher. Gut, zwischendurch mal Däumchen drehen, meinte er, aber wenn man zu eine Truppe gehört, von der man sagt, dass die Leute dort nicht stürben sondern nur umgebettet würden..., dann muss man sich doch nach etwas anderem umsehen. Und das tat er wohl.

„Jemand gab mir einen Tipp“, fuhr der Jan fort, „und so bewarb ich mich bei Motorenbau Süd in der Nähe, eine Firma, die Motoren baut und natürlich vertreibt...so auch nach Kanada.“

„...Motoren für Nähmaschinen...?“

„Nicht gerade. Starke Motoren, extrem leichte Motoren...“

„Klingt nach Formel I oder nach Rüstung – Jan? Panzer?“

„Wie relativ die Welt ist. Kein Formel I – Dieselmotoren für kleine schnelle Schiffe und ähnliches. Aber, mein Gott, Gerlinde. Bist Du vielleicht doch vom KGB?“

Ich war belustigt. Ich zögerte: „Ja, schon, aber heute habe ich frei.“

„Sie, also die Firma, war interessiert, der Background stimmte und die vermeintliche Eignung auch. Aber wenn ich gedacht hatte, ich könne dort eine Mark mehr verdienen, dann hatte ich mich getäuscht. Ohne dass ich etwas sagte, boten die mir dort das gleiche Gehalt an, das ich bei der DLRG gehabt hatte.“

„Du willst sagen, die sprechen sich ab?“

„Hundert Prozent tun die das. Vielleicht bei einem Glas Bier und einer Kalbshaxen. Egal, du wirst es nie erfahren...“

„Sofern nicht einer dort einmal plaudert?“

„Seinen kleinen Hintern und den der ganzen Familie riskiert! Nein, das sind alles eingesessene Leute. Plaudern tun Leute von außen; Leute die nichts zu verlieren haben. Aber gut. Nach einem kleinen Umweg innerhalb der Firma...“

Das muss doch wohl eine Spezialität vom Jan sein, überall herum zu hoppen, stets nach dem besten Weg suchend.

„...gelang es mir, in den Vertrieb zu kommen. Ich verkaufte u.a. Motoren und Ersatzteile nach Kanada und Südafrika und Brasilien und in die USA...“

„Du willst sagen, Du kommst mit Deinen bescheidenen Erfahrungen daher und verkaufst gleich Motoren dieser Qualität in solche Länder?“

Das kam mir schon arg großkotzig vor. Unterschwellige Zweifel wollte ich schon nicht aufkommen lassen, sie sind der Tod einer Freundschaft.

„Oh, ja. Gerlinde. Nein! Das will ich eigentlich nicht sagen. Man kommt nicht in eine Firma und fängt als Star-Verkäufer an. Ich wollte Dir etwas Bestimmtes erzählen und habe alle Details übersprungen. Also, wenn Du so willst: Es handelte sich um Verkaufsabwicklung. Das ist natürlich etwas ganz anderes. Da hat so ein Star-Verkäufer – vor Ort – der kanadischen Firma soundso mit Genehmigung des kanadischen Ministerium für jemanden Motoren für den Einsatz in zum Beispiel Schnellboote verkauft, die sie aus dem Land soundso gekauft haben. Die Kanadier, muss man wissen, sind viel zu klug, als dass sie etwas selber entwickeln würden. Sie haben alles, was man

braucht unter und über der Erde, um sich alles dafür kaufen zu können. Bin ich jetzt aufrichtig genug?“

„Bist Du, lieber Jan.“

„Ich bin stolz auf Dich. Jemand, der so auf mich aufpasst.“

„Und was heißt *Verkaufs-Abwicklung*?“

„Verkaufsabwicklung heißt, dass anhand der Verkaufsunterlagen, den Verkaufsspezifikationen also dem Verkaufsvertrag die interne Bestellung erarbeitet und die nötige Verschiffung organisiert wird, u.s.w.“

„Zahlungsmodalitäten?“

„Die liegen schon fest. Aber auch das muss abgewickelt werden. Einschließlich der fälligen NA's.“

„Was ist das?“

„Neben Abgaben oder auch *Nützliche Abgaben*.“

„Bestechung? War das war so? War das nicht verboten?“

„Nicht Bestechung: Provision! Verboten? Wir sind hier noch zu der Zeit, in der das Finanzamt alles akzeptierte, was dem Gewerbetreibendem Geld einbrachte, Hauptsache, das Amt weiß darum und bekommt seinen Anteil!“

Diese Art der Geschäftsbeziehungen hat sich inzwischen geändert, und die Frage ob zum Nachteil der Firmen, was man sich leicht vorstellen kann, ist obsolet geworden.

Aber damals war das Gang und Gäbe, wie der Jan erzählte. Nein, mit den nützlich Abgaben hatte er eigentlich nichts zu tun, außer halt die Anweisung an die Bank auszustellen. Im Vertrag seien bereits – wie schon erwähnt – die Zahlungsmodalitäten angegeben gewesen. Nur einmal.....

Hm?

Ja, nur einmal habe er das Geld, also die Provision selber auszahlen sollen. Anweisung vom Chef sei das gewesen. Neben Kanada und Amerika hatte er auch noch Saudi-Arabien zu betreuen, wenigstens eine größere Lieferung von Motoren für schnelle kleine Schiffe, die sie dort wohl selber bauten. Und an diesem Vertrag waren jede Menge Zwischenkäufer und Verkäufer beteiligt, die alle und jeder einzeln in die Stadt seiner Firma kamen, um sich das Geld, die Provision, in bar abzuholen. Gelder im höheren fünfstelligen Bereich. Gelder, die natürlich eingepreist waren.

Und so hatte der Jan eine Verabredung mit seinem zuständigen Verkäufer bei der Bank, um die Übergabe der Zahlung vorzubereiten, der – wie angedeutet – zum Treffen mit dem saudischen Zwischenhändler nicht zugegen sein wollte oder konnte.

Sie betraten die Bank, der Kollege forderte, den Chef sprechen zu wollen. Kein Problem, unser Verkäufer war bereits bekannt. Der Chef kam, und der Jan wunderte sich. Hatte er sich so einen Bank- oder Filialchef vorstellen können? Ein Dressman, wie er im Buche stand. Dazu freundlich und verbindlich wie ein Diplomat.

Er lud die beiden Herren ein, den kleineren, den Jan, und den großen, bulligen Verkäufer, ihm in den Keller, in den Tresorraum zu folgen, wo er flugs nach Vorlage der Zahlungsanweisung ein Schließfach öffnete und einen Koffer heraus nahm.

Er öffnete den Koffer auf einem eigens dafür vorgesehenen Tisch, lang und schmal, und dem Jan blickten Bündel über Bündel von 1000 Mark in Scheinen entgegen.

„Ist Dir da nicht übel geworden, bei so viel Geld? Oder nervös?“

„Nein, bitte, kein Stück. War nicht mein Geld, war nur Papier. Bestimmt. Außerdem, ich bin mit Geld groß geworden, Geld, das ich abliefern musste, das keiner kontrollierte. Geld sagt mir nichts!“

„Bis auf die eine Mark, die Du dem Engländer unterschlagen hast?“

Der Jan schluckte. „Ja, bis auf diese eine Mark. Ja. Gerlinde, ich schäme mich bis ins Grab, aber das war nicht Gier, das war Machtmissbrauch, das war Vergewaltigung, das war nicht das Geld.“

„Schäbig?“

„Schäbig? Ja, schäbig. Der Begriff ist gut genug. Aber jetzt muss gut sein; ich will schließlich noch weiter leben.“

Soll er. Dennoch. Ich habe oft darüber nach gedacht, was den Jan denn da angetrieben haben mag? War er seinem Unterbewusstsein erlegen, von dem wir sagen, dass es der Teufel gewesen sein müsse? Um etwas Unerklärliches zu erklären zu versuchen?

„Jan!“

„Ja, gut, pardon. Also, der Chef der Bank zählte uns das Geld vor, und dann passierte etwas, auf das ich nicht vorbereitet war. Der Verkäufer-Kollege bat mich, eine mitgebrachte Erklärung zu unterschreiben, in der stand, dass ich das Geld empfangen und dem Agenten aus Arabien übergeben habe....“

„Hm? Jan!? Das gibt es doch nicht. Und?“ Ich ahnte Fürchterliches. Der Jan würde mir keine unwahre Story liefern.

„Ja, das gibt es! Je te jure!“

„Und, bitte, sag mir, was ist weiter geschehen. Hat der Bankdirektor da nicht eingegriffen?“

„Der Bankdirektor? Nein, der stand da neben und schaute uns zu wie ein kleiner Junge bei einem Bundesligaspiel. Ich merkte das, ohne dass ich ihn direkt anschauen musste. Der Robert, ebenso gespannt, bemerkte mein Zögern, forderte mich auf, ihm Folge zu leisten. <<Herr Robert>>, sagte ich schließlich, <<das kommt in keinem Fall in Frage. Sie sind mein Kollege, wenn Sie nicht wollen, dass ich dem Agenten das Geld überreiche, dann tun Sie das bitte selber. Ich bin gerne bereit zu unterschreiben, dass ich das Geld empfangen und Ihnen als meinem Chef-Kollegen übergeben habe.“

„Oh, das ist schon besser. Mein lieber Jan. Und?“

„Nun, in meinen Augenwinkeln konnte ich erkennen, dass der Bankmann grinste, nur – mein sogenannter Chef-Kollege war kurz vor dem Kollaps. Er wurde pu-ter-rot! Ich weiß heute nicht mehr, ob, und wenn ja, was er gesagt hat, oder ob er sich den Rest verkniffen hat. Jedenfalls, wir haben das so gemacht, und sind unter freundlicher Begleitung des Bankherrn zurück in die Firma gegangen.“

Was der Sinn dieser komplizierten Aktion gewesen sein musste, das wusste ich. Der Kollege hatte mit dem Agenten aus Saudi-Arabien einen Deal gemacht. Er würde dafür sorgen, dass dieser einen bestimmten Betrag in bar erhalte, und er, der Verkäufer, einen Anteil an der Gesamt-Summe erhalte.

So konnte man Geschäfte machen. Jan erzählte noch, dass er diesen Kollegen nicht mehr lange hat meiden müssen; er habe unter Begleitung eines weiteren Kollegen bald die Firma verlassen. Ob verlassen müssen, das wisse er nicht. Aber über eines sei er sich sicher, die beiden hätten in ihrer Gier ganz vergessen, dass auch Tresore Ohren haben können.

„Und Du, hast Du keinen Schaden genommen?“

„Nein, nicht. Keinen, obwohl ich immer gedacht habe, ob da nicht mal jemand kommt, um dich zur Rechenschaft zu ziehen. Nein, es ist keiner gekommen.“

„Und, was lernt man daraus? Dass Gier sich nicht auszahlt?“

„Zum einen. Ich konnte mir das eigentlich nicht vorstellen. Dieser Robert war Sohn einer Maschinenfabrik in der Nähe seiner Arbeitsstelle und dort als Nachfolger vorgesehen. Der Mann war in dieser Motorenfabrik ein angesehener und erfolgreicher Verkäufer im internationalen Geschäft. Gibt man so etwas für ein paar Dollar mehr auf? Idiotisch! Einfach idiotisch. Aber ich

habe noch etwas mehr gelernt, etwas Wesentliches: Da gibt es innerhalb von Konzernen Abteilungen, die sind vollkommen autark, da weiß keiner, was die machen, da wir nicht im Ansatz kontrolliert. Die führen ein Eigenleben und können sich erlauben, zu machen, was sie wollen – solange die Bilanz positiv ausfällt.“

Ja, dieser Satz wird mir noch oft aufstoßen, bei all den Bestechungsskandalen, die da noch anstehen werden, bzw., heute hinter uns liegen.

„Aber Jan, das rechtfertigt doch nicht, dem Chef vom Ganzen Absolution zu erteilen? - Oder?“

„Null. Denk an die Worte: '...wenn das der Führer wüsste...?' Diese Sau von Führer, der hatte das alles eigenmächtig befohlen!“

„Jan, das ist ja Stoff für einen Krimi. Willst Du Dich da nicht einmal an einem Krimi versuchen?“

„Kochfisch.“

„Hm? Kochfisch? Blöde Idee?“

„Nein, Kochfisch! Ich liefere nur Rohfisch. *Bleib bei Deinen Leisten*, soll das heißen.“

Ja, eine gute Idee. Sollte man mal den Kommentar-abliefernden Fußballspielern anraten.

Jan und die Gorch Fock

Jan erzählt, er sitze in seiner Freizeit unweit seines Schiffes auf einer Bank und schaut der Betakelung der Gorch Fock zu, als sich jemand neben ihn setzt. Tiborsky! Sein Funker Kollege, immer etwas überheblich, immer etwas hämisch, groß, schlank, gut aussehend. Funker, das muss man wissen, stehen etwas über den Radar-Gasten.

„Nanu, Jan, hier? Ein bisschen Muße?“

„Ja, ich möchte mir die Betakelung der Gorch Fock ansehen, wird wohl heute auslaufen?“

Der Vorgang der Betakelung eines Segelschiffes war schon etwas Besonderes, anrührend, wie die Männer da die Wanten hoch steigen, aufentern, auf die Querbäume balancieren, und – Schwalben auf einer Telefonleitung gleich, die Segel lösen.

Tiborsky schießt ein paar Fotos und wird hernach dem Jan vier Bilder schenken, die den ganzen Hergang dokumentieren.

„Sag mal, Tibo, wie kommst Du eigentlich zur BuMa? Du lässt jeden Tag durchblicken, dass sie Dich doch alle mal könnten? Hast Du Dich im Kommando geirrt oder hast Du vergessen zu verweigern?“

„Weder noch. Ich wollte verweigern, aber sie haben das nicht anerkannt. Ich hätte denen was anderes sagen sollen; aber heucheln wollte ich halt auch nicht.“

„Und – was hast Du ihnen denn so Dummes gesagt?“

„Ach, ich hatte da ein Gespräch mit einem, äh, ich weiß nicht mehr, wie die Typen heißen, die da entscheiden müssen, ob Du einen triftigen Grund hast oder nicht.

Ist egal. Entscheiden werden die das wohl doch nicht, also die, die dich befragen – oder? Also, die, die die Drecksarbeit machen“

Und weiter!

„Jedenfalls ergab sich da eine interessante Diskussion, der Typ hatte wohl seinen guten Tag; es waren wenig junge Leute da.

Also, ich habe argumentiert, dass ich meine Zeit für das berufliche Weiterkommen nicht vergeuden wolle, und auch gar nicht wisse, gegen wen ich denn da den Militärdienst absolvieren solle. Ob man denn nicht warten könne, bis eine wirkliche Bedrohung vorhanden sei. Ich sei vollkommen unmotiviert, und solche Leute seien doch eigentlich eine Belastung!?

Um Gotteswillen, sagte mir dieser Mensch. Ohne ausgebildete Kapazitäten würden wir eine Bedrohung herauf beschwören. Und wer die Bedrohung darstelle, nun – das offiziell zu benennen, verbiete sich ihm. Aber ich sei doch nicht von gestern. Bitte schön, Herr Tiborsky.

Nun, gut, sagte ich, ich wisse auch gar nicht, für wen ich denn das Land verteidigen soll. Als Habenichtes könne es mir doch egal sein, wer das Land regiere. Habe man mir etwa an der Wiege etwas Land versprochen, so als Morgengabe? Oder ähnliches? Selbst das arme Jesu Kind im Stall geboren habe einen würdevolleren Empfang gehabt.

Der Mann meinte, ich müsse keine Wohlhabenden Leute verteidigen, es genüge wenn ich hülfe die Strukturen zu erhalten, die auch ich nutze zum Arbeiten und zum Leben. Ich sei doch wohl kein Penner?“ - Penner nehmen sie dann wohl doch nicht!

„Das war wohl zu wenig an Argumentation?“

Ja, offensichtlich. Ich sagte, dass man ja gerade diese Strukturen zerstöre, wenn man sich wehre. Nein, sagte der dann, das sähen sie ganz anders: <<Wir geben dank Ihrer Hilfe dem Feind keinen Gelegenheit, dies zu tun. Und außerdem: würden wir uns nicht wehren, würde der Feind uns wohl nicht anders behandeln, als wir die Feinde behandelt hätten - damals ... >> Und sich das gefallen zu lassen, würde ich doch wohl nicht empfehlen wollen – oder?

Fragt der mich dann, ob ich nicht Kennedys Spruch kenne, der mit dem '...frag nicht, was Dein Land für dich tut...'; sage ich, dass ich das Gequatsche kennen würde. Den Spruch habe schon Cicero in petto gehabt, und der habe sich zu Wohlhaben hoch gequatscht.

Sagt der, wir seien aber nicht in Rom sondern Freunde der Amerikaner, und das seien Republikaner und keine Cäsaren.

Sag ich, wissen Sie, Cicero war der letzte Republikaner in Rom.

Nun gut, sagt der gute Mann, er kenne sich so gut nicht aus – in Rom.

Gut, sage ich. Amerika: Auch nicht alle Amerikaner können mit diesem Spruch etwas anfangen. Man sehe sich diesen Film an *Der Patriot*. Da würde deutlich, dass zur Verteidigung des Landes immer die Habenden die Nichthabenden an die Ohren ziehen und in den Krieg schicken.

Fragt der, ob ich nicht doch anstrebe, mal ein etwas Habender zu sein?

Nein, sag ich, ich sei Künstler und würde nie nichts besitzen wollen...

Du bist Künstler?

Warte! Da schaut der Typ mich an, lächelt, und sagt, er wolle sich meine zarten Fingerchen ansehen.

Und so lässt der Jan sich auch die Hände vom Tiborsky zeigen. Er schaut auf die Hände vom Tiborsky, schaut den Tiborsky an, der lächelt verschmitzt, und dann lacht der Jan laut los.

„Ja“, sagt der Tiborsky in das Gelächter vom Jan einfallend, „genau so hat der auch gelacht.“

Und was bist Du nun von Beruf?

Ach, sagt der Tiborsky, ich hatte mich zum Architektur Studium angemeldet, aber zu dem Zeitpunkt habe ich gerade auf dem Bau mein Praktikum absolviert.

Toll.

Und was war dann?

Gar nichts. Er hat mich angelächelt, so wie ein Priester bevor er dir die Hose 'runterzieht, und gesagt: <<Kommen Sie, Herr Tiborsky, suchen Sie sich eine Waffengattung aus, die Ihnen gefallen könnte – Sie haben einen Schuss frei. Ich verspreche es Ihnen.>>

Toll.

Und dann habe ich gesagt, ich wolle zur Marine – aber an Bord, und auf die Gorge Fock.

Und das hat nicht geklappt.

Nein, hat es nicht. Aber das hat er mir schon gesagt, dass da sein Einfluss aufhören würde.

Jan wieder zurück in Frankreich

Es waren ca. drei oder vier Monate vergangen, seit dem Jan in Frankreich gewesen war, nun war er in sein *Ferienhäuschen* zurückgefahren und berichtete mir täglich per Telefon über seine Abenteuer – mit den Katzen, sonst gab es ja nicht allzuviel.

Als er dort ankam, herrschte erst einmal Totenstille. Dann, nach dem Öffnen des Hauses, hörte er bald ein verzagtes Miauen, und dann kamen auch schon die beiden angerannt. Sie waren ein ungleiches Paar geworden, „der kleine graue Kater war ganz dünn, seine bunte Schwester in bester Form. Die Bäuerin hatte offensichtlich ihr Bestes getan. Der Eindruck, den Jan vor der Abreise hatte, dass der kleine Kater krank sei, hatte sich wohl bestätigt. Er fraß wild, kotzte, fraß sein Gekotztes wieder auf, kotzte wieder.

Er nahm sich dem kleinen Kater liebevoll an; dieser schnurrte wie eine Nähmaschine, wenn Jan ihn streichelte. Er gab ihm weniger zu fressen, so dass er nicht mehr so stark kotzen musste und etwas in ihm zu bleiben schien. Aber es wurde mit dem kleinen Kater nicht besser. Seine Schwester erfreute sich bester Form und fraß, wenn sie konnte, dem kleinen das wenige auch noch weg. Der kleine Kater suchte die Nähe seiner Schwester, die das akzeptierte und auch mit ihm schmuste, aber eben wie eine große Schwester, die begriffen zu haben schien, dass mit ihrem Bruder nicht mehr viel los war.

Das Herumtollen der beiden, das anfänglich so fröhlich und ausgewogen schien, war am Nullpunkt angekommen.

Die Bäuerin bestätigte den Eindruck von Jan, der jetzt, da er wieder da war, auch die Fütterung übernahm – so war es abgemacht zwischen den Nachbarn.

Eines Tages kotzte der kleine Kater reines Wasser, fraß ab da nichts mehr und zog sich zurück in irgendeinen Blätterschutz, unter den Weintrauben, ins hohe Gras hinter den Feudornbusch an der Haustüre, in die schützende Umgebung der Immergrün-Pflanzen. Er miaute, jammerte, legte sich zur Seite, jammerte und schrie.

Jan wusste, er wird am anderen Morgen nicht mehr sein. Gedanken der Sterbehilfe kamen auf, er verwarf das. Der Gedanke, einen Tierarzt aufzusuchen, verwarf er auch. Er hatte keine Begründung, keine Logik. Wild geboren – wild gestorben, war alles, was ihm einfiel. Dennoch, er wusste, dass alle Versuche, sein Verhalten zu begründen, scheitern mussten. Zehn Leute hätten zehn Ratschläge gehabt – oder auch mehr.

Am anderen Morgen war der kleine Kater tot. Er lag unweit von der Stelle, an der Jan ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Er musste wohl in seinem Todeskampf noch einmal versucht haben, sich wegzuschleppen.

Traurigkeit stellte sich beim Jan ein. Hätte er nicht doch....? Nein, er hätte nicht wollen... und dennoch....

Die kleine Katze saß auf dem Brunnendeckel wie sonst. Traurig? Bedrückt? Alleingelassen? Man konnte es ihr nicht ansehen. Vielleicht war sie traurig? Ganz bestimmt war sie traurig. Aber woher wollte man das wissen oder ahnen?

Er musste den kleinen grauen Kater beerdigen und dazu transportieren, aber er wollte nicht, dass das Schwesterchen mit diesem Anblick konfrontiert wurde. Warum? Würde sie etwas begreifen? Bestimmt nicht! Bestimmt nicht? Aber allein der Respekt vor der Möglichkeit, dass sie einer psychischen Belastung ausgesetzt war, veranlasste den Jan, den kleinen Körper in einer Plastiktüte zu transportieren. Es schaufelte dem kleinen steifen Körper ein Grab, legte ihn hinein, der einmal einem schönen graublauen Katerchen gehört hatte – ohne Tüte, selbstverständlich.

Bevor er das Grab zuschufelte, legte er ein paar Pflaumen mit ins Grab. Er erinnerte sich an Überlieferungen, die er gelesen hatte, dass nach der Schlacht der Römer gegen die Kimbern und Teutonen (?) die Bauern gekommen waren, um sich die Leichen der gefallenen Soldaten zu holen,

um damit ihre Erde zu düngen.

Wer weiß, dachte Jan, vielleicht wird er in einem neuen Pflaumenbaum auferstehen. Weiß man`s? Ich möchte dieses Moment nicht unerwähnt lassen; es zeigt deutlicher als alles andere, wie das Unterbewusstsein der Menschen trotz all' ihrer Auf- und Abgeklärtheit in einfachster Weise zu funktionieren scheint.

*

„Jan, was macht denn der Backofen, hast Du ihn schon *angeschmissen*?“

„Oh, dem geht es gut. Ja, - nein. Der muss sechs Monate trocknen. Erst danach werde ich ihn vorsichtig anfahren. Aber ich habe angefangen, im Backhaus Kacheln zu verlegen. Weiß Du, die schönen roten, die auch in der Wohnung liegen.“

„Kannst Du das denn. Ich meine, dazu ist doch eine gewisse Fertigkeit notwendig?“

„Ja, bestimmt. Hat man mir auch gesagt. Aber ich habe nicht hören wollen. Nun ja. Ich arbeite mich noch ein, wird ja wohl erlaubt sein. Außerdem bin ich nicht so pingelig. Schließlich ist das ein Ferienhaus und kein Palast – und selbst wenn...“

Ja, das war wohl seine Philosophie, das Leben nicht so genau nehmen, auch von anderen keine Präzision verlangen – da, wo keine notwendig ist. Wäre er Musiker, er würde es nicht weiter gebracht haben als bis zum *Schrägen Otto*, wobei ich das als Kompliment verkaufen möchte. 'Wie viel Kanten darf ein Rad haben?', hatte er einmal gefragt, um dann die Antwort zu geben: Mehr als drei, und dann so viele, dass beim Fahren das Gebiss nicht herausfällt. Alberner Scherzkeks dachte ich. Aber später werde ich die Kacheln einmal bewundern dürfen. Wenn man genau hinsehe, gibt es einen Knick im Verlauf über die große Fläche, aber sonst: *chapeau!*

*

„Und was gibt es sonst noch Interessantes?“

„Ach, ich habe Mäuse im Dach. Habe alles versucht, nichts hilft. Gestern war der Dachdecker da. Ich hatte vermutet, die Mäuse oder Siebenschläfer oder was auch immer, kommen unterhalb der Endlage der Dachpfannen herein, weil das dort nicht geschlossen ist...“

„Kann ich mir nicht vorstellen...“

„Nooh. Wie kommt, bist Dich doch intelligentes *Määdccchen*...“ versuchte er sich in bestem Polnisch.

„Was weiß ich, wie so ein Dach aufgebaut ist?“ Ich lehnte ab, das verstehen zu wollen.

„Soll' ich's Dir erklären? Vielleicht brauchst Du es einmal?“

„Werde ich nie brauchen.“

„Du würdest die Anzahl der logischen Verknüpfungen Deiner Synapsen erhöhen. Und außerdem, Jungen nehmen ihre Mutter nicht ernst, wenn sie nichts versteht, oder wenn sie zu faul ist, sich mit etwas zu befassen.“

Unvorstellbar, dass mein kleiner Sohn mit solch einem Problem an mich herantritt. Auf der anderen Seite hat der Jan ja recht, man muss üben, um in Übung bleiben zu können – für andere unerwartete Themen, an denen so ein junger Heranwachsender sich an seiner Mutter messen will.

„Also erzähl schon, Du lässt ja doch nicht locker.“

„Also, Du hast die Verschalungsbretter gesehen...?“

„Hm?“

„...na, die an der Decke. Gegen die man schaut, wenn man...öh...nicht schlafen kann...?“, der Jan kicherte, und ich wusste nun endlich, was er meinte.

„... also, die sind zwischen den Längs-Balkens verlegt aber an den Dachsparren befestigt - von unten. Auf den Sparren ist eine geschlossene Bretterschicht genagelt, von oben. Verstanden?“

„Ja, ich glaube, das ergibt einen Kasten – oder?“

„Ja, einen Kasten. Die Bretterschicht nennt man hier *vollige*. Aber oberhalb dieser *vollige* sind Latten in Längsrichtung des Hauses genagelt, an denen dann die Dachpfannen, die Nonnen, mit ihrer konkaven Seiten nach oben aufgelegt werden. Sie besitzen einem Zapfen, der oberhalb der Latten zu liegen kommt, so dass sie nicht herunterrutschen können. Okay?“

„Ja, ganz okay, und darüber kommen dann die Mönche?“, ich erinnerte mich nun, Jan hatte mir das ganze bereits schon einmal vor Ort erklärt. Aber was behält man schon, wenn keine Motivation vorliegt?

„Richtig. So etwas scheinst Du zu behalten: Stichwort *Nonne unten* und schon fällt Dir *Mönch oben* ein. Toll. Wirklich.“

Wir lachten. Er hatte ja recht.

„So,“ fuhr er fort, „zwischen dem letzten Mönch unten, also in Dachrinnen-Nähe, und der *vollige* entsteht eine Öffnung, die man normalerweise durch Mörtel verschließt, damit keine Tiere hineinkommen. Hast es jetzt *geschnackelt*?“

„Ja, jetzt versteh' ich, was Du meinst. Du hattest es wohl nicht so richtig erklärt,“ entschuldigte ich mich künstlich scheinheilig.

„Nein, hatte ich nicht,“ lachte der Jan, „da hatte ich noch Illusionen. Aber gut. Die Dachdecker meinten, sie könnten diese Öffnungen schon verstopfen, aber so wie ich das Problem schildere, befinden sich die Mäuse nicht oberhalb der *vollige*, sondern befinden sich in dem Dachkasten.“

„Und wie kommen sie dahinein? Kann man das schließen?“

„Da kommt man gar nicht hin. Das ist absolut dicht. Nicht von oben, nicht von unten.“

„Und die Mäuse? Das geht doch gar nicht.“

„Ja, stell' Dir vor, es geht.“

„Ehrlich? Und wie? Sie beißen sich durch die Bretter?“

„Nein! Ja, vielleicht auch.“

„Nein? Ja? Was nun?“

„Sie kommen durch die Wand.“

„Erzählst Du Unsinn, Jan?“

„Nein. Pass auf. Die Mauer besteht aus zwei Wänden zu je ca. 25 bis 30cm aus den Moellon-Steinen, die Du kennst, in Lehmerde gelegt. Das ergibt eine Wand von ca. 50 bis 60cm. Und zwischen den beiden Wänden ist Platz für fleißige Mäuse, die sich langsam aber sicher hoch arbeiten – wie Manager in der Bank. Bis zum Dach, oder bis zur nächsten Innen-Verschalung.“

„Gut, verstehe ich. Aber findest Du selber das auch plausibel?“

„Ja. Es klingt ein bisschen überheblich, aber ich hatte das im Ernst schon befürchtet, aber glauben habe ich das schon nicht wollen. Aber – das Hause, als wir es kauften, hatte zum einen einen tiefen Riß in der Wand, von unten bis oben, zum anderen verlief früher ein Kamin in der Wand, den man zugemacht hat; wie weiß ich nicht. Man sieht das alles heute nicht mehr. Aber die Geräusche, die ich festgestellt hatte, kamen eben nicht nur aus dem Dachkasten, sondern auch aus der Wand, d.h. sie schienen hinter der Wand-Verschalung (innen vorgebaute Gipsplatten als Wärmeisolation) zu entstehen.“

„Ist so'n Tatort ja 'n Dreck dagegen.“

„Sag' ich Dir doch immer.“

„Und was machst Du jetzt, wo Du nicht hinkommst und sie nicht vertreiben kannst?“

„Vertreiben? Ich werde die Verschalung aufbohren müssen und Gift hineinlegen, das war es dann.“

„Jan, Du willst die armen Tierchen töten?“

Nein, ich war nicht entsetzt. Ich war nur nicht begeistert. Ich gab mir alle Mühe, dem Leo beizubringen, zum Beispiel Spinnen vorsichtig mit dem Tuch einzufangen, um sie dann durchs offene Fenster in Freiheit zu entlassen. War ich übermoralisiert? Ich bemerkte schon bald, dass der Leo die Spinnen zerdrückte, wenn er sich sicher wähnte, dass ich es nicht sehen konnte. Aber man sieht das ja manchmal doch; Spiegel und auch der ungeahnte Sichtbereich der Augen machen vieles möglich. Ich erzählte das dem Jan so, und der lachte aus vollem Hals.

„Gutes Zeichen,“ antwortete er, „der testet es aus und freut sich über sein Souveränität – bei Spinnen anzufangen, ist auch ein Anfang. Aber ernsthaft, ich habe im Traum den lieben Gott angerufen, weil ich Skrupel hatte, und der hat mit mir fast geschimpft: <<Jan,>> sagte er zu mir, >>schmeiß diese Tiere aus deinem Haus. Und wenn sie nicht wollen, dann töte sie. Die habe ich nicht gemacht, dass sie in Häusern herum-schmarotzen, sondern draußen ihren Job erledigen. Keine Skrupel – bitte. Und jetzt schlaf weiter. Gleich ist die Nacht 'rum und ich habe morgen viel zu tun für dich...“

Ich weiß heute nicht mehr, habe ich Lachen müssen, oder war ich entsetzt ob dieser Blasphemie? Aber für Jan gab es diesen Begriff ja nicht. Er war der Ansicht, der liebe Gott, wenn er denn zuhöre, würde vor Lachen in die Hose machen

*

Franziska war ihm bald nachgefahren; sie trauerte um den kleinen Kater, machte Jan aber keine Vorwürfe ob seines Handelns oder besser Nichthandelns. Auch die Bäuerin war einverstanden, dass man der Natur ihren Lauf lassen sollte.

Und was ist mit uns selber?

Keine Antwort, erst einmal, auch nicht von Jan, der immer so leicht und manchmal leichtfertig eine Erklärung, eine Begründung auf der Hand hatte.

Wenn Jan bis jetzt erfolgreich bemüht war, der Fütterlogik der Bäuerin zu folgen, die Katze nur einmal, nämlich morgens, zu füttern, um sie zum Jagen zu bewegen, sie zu einer guten Jägerin zu erziehen, dann war dem mit dem Auftauchen der Franziska ein Ende gesetzt. Die kleine Katze bekam zweimal am Tage etwas zu futtern, wenigstens diese Einschränkung hatte Jan erreicht.

Freunde kamen, fanden die Katze niedlich bis wunderschön, sie wurde gehätschelt und getätschelt und geküsst. Tausend Ratschläge, einige wollten sie mitnehmen. Jan entschied dagegen. Sie sei hier, also in Nähe des Bauernhofes mit all seinen Refugien gut aufgehoben, sie habe es dort im Winter warm, genügend zu jagen und zu fressen, und sie sei dort ein freier Mensch – pardon; Jan hatte dabei wohl mehr an sich gedacht.

Dann kam Frau Pertes angerollt.

„Oh, ist das ein schönes Kätzchen, wenn ich unsere Tina (Hund) nicht hätte, ich würde sie sofort adoptieren, wenn Sie sie nicht mitnehmen. Sie muss bald geimpft und sterilisiert werden. Jan, nehmen Sie doch das Kätzchen mit nach Deutschland. Katzen sind eine Bereicherung! Sie werden sehen.“

„Ja,“ sagt der Jan, „bestimmt. Das gleiche hat mir ein Drogi auch gesagt: ich solle es doch nur einmal versuchen, das Erlebnis sei durch nichts zu ersetzen. Aber im Ernst, Frau Pertes, wir haben in Deutschland keine Mäuse im Haus.“

Frau Pertes war leicht verschnupft. „Mein Mann hat die Tina auch nicht wollen. Heute ist er

glücklich über das Tier. Sie fehlt ihm, wenn sie nicht pünktlich nach Hause kommt. Franziska, überzeugen sie doch den Jan, die Katze anzunehmen.“

Ja, würde sie ja gerne, aber der Jan sei strikt gegen Katzen im Haus.

„Sehen Sie, Jan, Ihre Frau würde auch so gerne die Katze mitnehmen. Wollen sie ihr den Gefallen nicht tun?“

„Doch ja, wenn sie will. Nichts dagegen. Meine Koffer stehen auf dem Dachboden, ich brauche nur eine halbe Stunde zum Packen.“

Das war dann der Frau Pertes zu viel.

„Wie kann man nur so reden, Jan. Ich bin doch sehr enttäuscht.“ Und entschwand in ihrem dicken Mercedes Sportwagen.

Und der Ehekrach, der darauf folgte, war nicht von schlechten Eltern. Hatte sie nicht recht, die Frau Pertes, war der Franziska Meinung. Und wie kommst sie zu einer solchen Einmischung, fragte dagegen der Jan.

„Diese gottverdammte Zwietrachtsäerin,“ schimpfte er nun, „bringt uns schließlich noch wegen solch einer abgefuckten Furz-Katze auseinander.“

„Bitte, übertreibe nicht,“ hatte sie geantwortet.

„Übertreiben. Ich bin stinke-sauer. Weiß Du. Raucher und Trinker wollen, dass Du rauchst oder trinkst, am besten beides, sonst sind sie unglücklich in deiner Umgebung. Drogis können sich gar nicht vorstellen, wie man anders leben kann. Arbeitgeber ,schließlich, wollen, dass du schnell einen Vertrag unterschreibst und für sie 24 Stunden am Tag erreichbar bist... - und Ehefrauen fressen dich auf mit Haut und Haar...,Ich habe allem widerstanden – doch nicht, um mich an eine zugelaufene Katze zu binden. - Scheiße – noch einmal.“ Und dann verwendete er noch ein Kraftwort, das aber in der Literatur sehr verpönt ist.

„Jan, es gibt Millionen von Katzenliebhabern, liegen die alle falsch?“

„Franziska,“ seine Stimme wurde weich und nachsichtig, „es gibt Millionen, die einem Fußball hinterher schreien, sind die alle blöde?“

Nein, es war kein Herankommen an den alten Jan. Er war verhärtet wie ein altes Stück Wachs: Zu nichts mehr zu überzeugen.

Es kam der Tag, an dem sie sich entscheiden mussten, Sterilisation der Katze oder nicht. Im letzteren Falle drohte ihnen, dass die Katze in Bälde ihnen zwei bis vier Junge pro Saison vor die Tür setzen würde.

Das komme nicht in Frage, so der Jan. Er wolle das Thema mit der Katze beenden.

„Also ich bin für eine Sterilisation,“ sagte die Franziska. Ich glaube nicht, dass sie in das Lage sein wird, die Kleinen selber zu versorgen. Und verschenken? Wir haben schon niemanden, der die kleine Katze haben will?“

„Ich bin gegen eine Sterilisation,“ sagte der Jan. „Ich bin ja wirklich nicht ihr Freund, aber sie sterilisiert zu wissen, das mag ich gar nicht. Du tötetest damit alles in einem Wesen, was ihm zu eigen ist.“

„Du sagst aber selber, das Du es geregelt wissen willst. Was soll das?“

„Es gibt eine andere Möglichkeit. Du entwöhnst die Katze bis zur Geschlechtsreife von der Versorgung durch den Menschen. Damit beweist sie, dass sie ihre Jungen – wahrscheinlich – aufziehen kann. Vielleicht lässt sie zwei von vier verhungern – wenn es sein muss. Und wir greifen einfach nicht ein. Wir lassen das einfach zu!“

„Du spinnst. Das kann ich nicht. Das klappt nicht.“

„Na gut. Dann lass sie sterilisieren. Aber denk daran, Du tötest die Jungen schon im Vorfeld. Den ganzen Wurf. Andernfalls könntest Du zwei davon retten.“

Ja, da war die Franziska so erstaunt wie überfordert. Grausam sei das, sagte sie.

Ja grausam sei die Natur, die von Gott geschaffene, wie die meisten Leute sagen, ob denn mit Gott und den Leuten etwas falsch sei, wollte er wissen, dieser Retourkutscher.

Grausam sei der Nachbar gewesen, hatte die Frau Pertes gesagt, er habe seinen Hund erschossen, mit sieben Kugeln, weil er so schlecht getroffen hatte. Anstatt ihn gegen eine Gebühr von 80 Mark habe einschläfern lassen.

„Ja, der war grausam,“ räumte Jan zynisch ein, „aber gegen die Tatsache, dass jemand jemandes Leben nimmt, scheint mir der Unterschied zwischen den verschiedenen Tötungsarten, egal in welcher Form, *negligeable* zu sein. Auch ein Hund kann sich hinterher nicht mehr daran erinnern!“

Lange Reden hatten sie nun geschwungen und es war Zeit zu handeln. Die kleine Katze wurde – *enfin* – mit Hilfe von Futter in den Transportbehälter gelockt, den die Frau Pertes freundlicherweise dort gelassen hatte, und das Gitter geschlossen.

Der Wagen war vorgefahren und abfahrbereit, die Katze im Kasten, das Gitter zu.

Aber so leicht lässt sich eine wild geborene Katze nicht *verschaukeln*:

Erst ein Miauen, dann ein kräftiges Stemmen gegen das Gitter und Deckel, und – was keiner ahnte, der Behälterdeckel gab nach, bog sich nach oben, die Arretierung für das Gitter gab nach, die Katze drückte doch tatsächlich das Gitter heraus. Schnell war Jan zur Stelle – aber hätte er doch nur Handschuhe getragen. Die Katze wehrte sich mit der ganzen Kraft, die diesem *Freiberufler* zur Verfügung stand. Kratzte, biß - Todesangst. Jan schmiß die Katze weit von sich in den Rasen des Vorgartens. Wütend über dieses furchtbare Vieh. Fluchte, nannte sie eine *was-auch-immer-Katze*. Sie fing sich und landete, wie Katzen eben auf den berühmten vier Pfoten landen. Franziska war entsetzt.

Die Katze, die kleine Katze, die kleine Mieze, die gestern Abend noch sich auf die Schulter der Franziska legte oder im Schoß liegend schnurrte, sie rannte im gestreckten Galopp davon.

Aufregung und Enttäuschung war über die beiden Personen gekommen, die sich nur langsam eindämmen ließ.

Franziska war todtraurig. Katze entflohen, Termin beim Tierarzt verpasst, Jan verletzt. Was nun?

Jan versorgte seine Wunden mit Jod und Flüssigpflaster, das er mittlerweile ja im Haus hatte.

Sie setzten sich eng nebeneinander auf den Brunnendeckel, wo einst die kleinen Katzen ihr Fressen erwartet hatten, und trösteten sie sich nun gegenseitig, überlegten, wie weiter zu verfahren war.. Schließlich verabredeten sie, die Katze erst einmal in Ruhe zu lassen. Die Tierärztin, der man die Stornierung des Termins anmeldete, riet, das nächste mal einen Tranquilizer zu verwenden.

Wird sie wiederkommen. Franziska hoffte ja, Jan hoffte nein.

Der Abend kam und verging, keine Katze. Der Morgen kam – und die Katze auch. Sie miaute fürchterlich. Offensichtlich war betteln doch leichter als regelmäßiges Arbeiten.

Franziska versorgte sie mit Liebe, während sie sich gelassen streicheln ließ und hinterher Franziskas Nähe suchte. Als sie aber den Jan erblickte, da spannten sich alle Muskeln zum Sprung in die weite Welt.

Einer der Finger an Jan's rechter Hand war arg verletzt, es hatte geblutet, und Jan war trotz Desinfektion etwas besorgt. Eine Verletzung durch ein – zumal wildlebendes - Tier konnte unberechenbar sein. Er beobachtete seine Finger auf Schwellung und war sich in Anbetracht der Schwere der Kratzspuren nicht sicher, ob er fahrlässig handelte, wenn er nichts unternahm. Er rief bei seinem Hausarzt Arzt.

Nein, nein, antwortete dieser, das ist überhaupt nicht dumm, mich anzurufen. Er möge zwei mal am Tage die Wunden desinfizieren und darauf achten, ob der Finger merklich anschwellt. In diesem Falle müsse er kommen und sich ein Antibiotikum verschreiben lassen. Nein, prophylaktisch wolle man das aber nicht verabreichen.

Nun ja, die kleine Schwellung ließ nach und Jan war sicher, er überlebe diese Aktion. Ob er der Katze dann doch verzeihe, wollte Franziska wissen.

„Nein, vergeben muss ich diesem Teufel nicht, sie hat nichts getan, was ich als Katze nicht auch getan hätte. Aber anfassen – werde ich sie in meinem Leben nicht mehr. Das ist sicher.“

Um es vorwegzunehmen, es wird so sein, aber er wird ihr nach Abreise der Franziska weiterhin morgens Futter geben – wengleich auch nur *roboterlike*.

*

„Hast Du denn das Fußballspiel gesehen, gestern Abend?“, wollte ich wissen.

Habe er, 1.FC Trampeltiere gegen 1.FC Mäuseflink, doch habe er, ausnahmsweise. Im allgemeinen halte er Fußball für wichtig, d.h. das Spielen, nur - das Hängen am Fernseher für unwürdig. Doch, doch, er habe geschaut. Er habe lachen müssen, wie diese Trampeltiere die Mäuse bei ihrem Sturm zum gegnerischen Tor einfach so weg hauten. Nein, nicht aus Freude über ihre Stärke, sondern über die Fähigkeit dieses mutigsten aller Mäuseriche aller Zeiten, dem stürmerischen Trampeltier im letzten Augenblick den Ball von dem Löffel zu nehmen und wieder geschickt nach vorne zu spielen. Leider immer wieder zu der gleichen Maus, und immer wieder ins Abseits. Immer abseits, nur abseits, aber tatsächlich, es war abseits. Abseits schien für die Mäuse auf dem heimatlichen Terrain kein Thema gewesen zu sein. Hatten wohl niemanden, der etwas davon verstand.

Und dann das 1:0, das rettende Tor kurz vor Ende des Spiels, geschossen von einem Trampeltier. Während der Mäuserich im Tor noch von seiner Mama träumte, ob sie ihn nun überall im Clan loben oder doch übers Knie legen würde, ob des 0:0 Ergebnisses, welches drohte, da war ein Ball an ihm vorbeigeflogen, von dem er gar nicht wusste, woher oder von wem der kam. Später hatte man ihn aufgeklärt. Dieses Obertrampeltier hatte aus fünfzig Meter Entfernung einen solchen Schuß abgefeuert, dass Spielern wie Zuschauern die Ohren sausten.

Unendlich war die Wiederholungsfolge dieser Szene im Fernsehen.

„Schön hast Du das beschrieben, aber, warst Du dennoch zufrieden?“

„Zufrieden? Wo denkst Du hin. Die flinken Mäuse sind Vice-Meister geworden, aber anstatt sich darüber zu freuen, sind sie in ihre Kabinen verschwunden, um sich auszuweinen – über die Schmach. Und die Trampeltiere?, ach, anstatt, die Mäuse aus ihrer Lethargie zu befreien, sind sie zu meiner tiefen Enttäuschung in ihrem Rausch alleine über den Rasen getrampelt, haben die Lorbeeren alleine eingesammelt, anstatt die Mäuse aus ihren Kabinen zu zerren, sie an die Hand zu nehmen, mit ihnen den Applaus zu genießen. Was, frage ich Dich, was wären die Trampeltiere denn ohne die Mäuse gewesen? – Nichts.“

„Ja, aber so ist das, Jan. The winner takes all.“

„Ja“ sagt der Jan, sichtlich traurig, „Solidarität? - Unbekannt!“

Ja, es gibt ganze Nationen, die kennen zur Hälfte keine Solidarität. Und steht einer auf, der sie dazu anhält, wird er verprügelt oder schlimmeres.

„Schade,“ schließt der Jan seinen Sermon ab, „ich war früher einmal ein Trampeltier-Fan. Ist lange her.“

„Es waren aber viele fouls dabei, vor allem in der zweiten Hälfte,“ wandte ich ein. Zumindest hatte ich das vom Horst und Leo herausgehört.

„Ja, fürchterlich. Wenn es dem Ende zugeht, dann geraten alle in Panik und werden unfair. Ist schade, es schmälert für mich die Freude am Spiel. Und jedes Mal nehme ich mir vor, nicht mehr zu

schauen.“

„Was würdest Du vorschlagen. Meinst Du, es könnte ein Mittel dagegen helfen? Höhere Strafen, vielleicht?“ Auch das hatte der Horst gemeint.

„Noch höhere Strafen? Nein, ich glaube, das geht nicht. Das ist oft wohl ja auch nicht so böse gemeint, wie es aussieht. Die Jungs stehen unter einem unglaublichen Druck, von den Zuschauern, von ihren Leuten, von den Sponsoren, was weiß ich denn schon! Nein, ich habe mich gefragt, ob es einen „berühungslosen“ Fußball geben könnte, d.h. keiner darf niemanden berühren!?“

Oh je. Einen klinisch sauberen Fußball, kein Geschubse, kein Gefummele, kein Wegdrängen usw..

„Dann hättest Du einen anderen Fußball, Jan. Ich glaube, die Leute würden das nicht wollen. Die Leute, die ins Stadion gehen, die wollen Blut sehen, so wie vor zweitausend Jahren. Und wenn schon nicht Blut, weil wir doch so christlich und gut geworden sind, dann bitte ein bisschen Schmerzen – und sei es auch nur gespielt.“

Da lachte der Jan. „Ja,“ sagte er, „das ist wohl so.“

*

Neuer Morgen.

„Jan, was gibt es Neues in Deinem Reich?“

„Nichts, nichts. Ich langweile mich. Wir waren gestern bei Anni und Louis...“

„...den beiden *gauche-caviares*?“

„Oui.“

„Und da hast Du mir nichts zu berichten? Kann doch nicht sein?“

„Doch, doch. Eine kleine Verstimmung hat es gegeben. Die Anni brachte das Sujet auf, dass sie beobachtet habe, dass sich die Händler auf dem Markt über ihre Preise unterhalten. Das sei überhaupt nicht im Sinne ihrer Kunden.“

„Und wie ich Dich kenne, hast Du widersprochen: <<Meine lieben Freunde,>> hast Du geantwortet, <<es ist im Sinne der Kundschaft, nämlich, dass der eine nicht zu viel verlangt und reich wird, der andere hingegen zu billig ist und sich ruiniert, so dass dem ersteren die Konkurrenz abhanden kommt...>>“

„Oh, hast Du mitgehört? Toll, wie Du das so sagst. Ja, so ungefähr habe ich mich ausgedrückt, nicht so intellektuell wie Du jetzt, aber ich habe zu erkennen gegeben, dass diese armen Teufel ständig zwischen nichts Verkaufen, weil sie zu teuer sind, und nichts verdienen, weil sie zu billig sind, hin und her pendeln, und ich argen Respekt vor ihrer Arbeitsleistung habe.

Außerdem habe ich gefragt, wie das denn mit den Gewerkschaften sei, ob deren Forderungen nicht auch eine Art Erpressung darstellt?

Aber da hatte ich 'was gesagt. Hätte ich Blödhammel doch lieber mein Maul gehalten. Die sind über mich hergefallen, wie eine Katze über eine tote Maus...“

Ich musste lachen, wieso fällt man über jemanden her wie über eine tote Maus?

„Hast Du noch nicht gesehen, wie eine Katze mit einer toten Maus umgeht? Sie schmeißt sie hoch, versucht sie aufzufangen, was ihr nicht gelingt, sie schleudert sie weg, läuft hinter ihr her. Blöde Katzen.“

„Und, was ist da so Schlimmes dran?“ wollte ich wissen.

„Nun, man muss wissen, der Louis ist Gewerkschaftler. Wenn er nicht gerade auf einer Dienstreise ist, meistens im Ausland, dann kümmert er sich um seine Schäfchen – und ein wenig um sich.“

„Und, was macht der da im Ausland? Ich dachte, die Franzosen sprechen nicht ausländisch?“

„Was der macht? Ganz einfach. Der geht auf Tagungen, nach England, Deutschland, ach, ganz Europa. Verstehen?, der Louis ist intelligent genug, um das alles zu erraten. Außerdem, einer aus dem Krankenhaus muss ja schließlich dort teilnehmen. Sollen die die Teilnahme ablehnen mit dem Argument, sie könnten den Vorträgen nicht folgen....?“

Aha, so war das dann.

„Na, gut, sag, habt ihr Euch dann im Zorn getrennt? Oder wie?“

„Nein, dass schon nicht. Franziska hat mal wieder die Situation retten müssen. Sie hat beschwichtigt und angemerkt, dass ich doch im Grunde eine so sensible Seele sei, die ständig um das Wohl der Leute besorgt sei, nicht nur der Händler, sondern eben auch der Arbeiter. Na, da haben alle gelacht und der Louis hat angemerkt, dass ich da wohl ein guter Schauspieler sei.“

„Und sonst?“

„Ach ja, da habe ich etwas ganz Interessantes erfahren. Ich weiß nicht warum, vielleicht war ich verlegen, wollte meinen *faux pas* gut machen, vielleicht wollte ich der Anni imponieren – kann das sein?“

„Wenn Du mir sagst, worum es geht, sage ich es Dir.“

„Ja, also, mir kommt da plötzlich so ein dummer Gedanke in den Kopf. In diesem verballhornten Latein, diesem Französisch, spricht man das *U* als *Ü*. Frage ich die Anni: „Anni, ich habe da vielleicht eine dumme Frage. Sag mir bitte, spricht man im französischen Latein-Unterricht das *Ü* als *Ü* oder als *U* aus?“

Da schaut mich die Anni an, als sei ich das achte Weltwunder und antwortet mit dem Gehabe der älteren Schwester: „Nein, *mon cher*, das ist keine dumme Frage. Wir haben noch bis vor Kurzem das lateinische *U* als *Ü* ausgesprochen, aber jetzt sprechen wir es als *U* aus.“

Ja, das war schon interessant für mich, ich werde es gleich dem Horst stecken – oder besser doch nicht? Sind die Franzosen sich ihrer phonetischen Verirrung endlich bewusst geworden?

„Interessant, wirklich, schön. War ja doch ein toller Abend. Was hat es denn zu Essen gegeben, in diesem Land der besten Küche der Welt?“

„Oh, ja. *Cabrito*.“

„Que? Was ist das?“

„*Cabrito* ist portugiesisch und heißt *chèvre*.“

Chèvre? *Chèvre*? Jetztle. *Chèvre* kannte ich als *frommage de chèvre*.

„Ziege? Ihr habt Ziege gegessen?“

Ich war, nein, nicht gerade entsetzt. Jedoch mehr als erstaunt. Wenn jemand etwas benennt, was er gegessen hat, dann extrapoliert man dieses Erlebnis ja bis in den eigenen Mund hinein. Mich schauderte etwas.

„Ja – richtig. Ziege. Ganz köstlich. Knusprig gebraten, mit allen Gewürzen des Mittelmeers. Ganz köstlich,“ wiederholte er. „Dazu einen köstlichen Rotwein. Was machst Du da überhaupt in Deinem traurigen München? Komm her, sei meine Tochter, und genieße die Welt.“

Ich seufzte. Hatte ich deshalb angerufen, dass er mir das Wasser im Munde bereitet?

„Und das war dann alles, hmm?“

„Ja, aber da war noch eine kleine erzählenswerte Geschichte. Louis erzähle von einem Artikel über den typisch französischen Nationshelden, den Monsieur SuperDupont, ein großer starker Typ mit der Tricolore um den Bauch und Charantais an den Füßen....“

„Was ist das? - Charantais?“

„Na, weißt Du. Nun hast Du in der Region Charantes-Maritime gelebt, und weißt nicht, was Charantais sind? Das sind Filzpantoffel. Berühmte Filzpantoffel, teuer. Also, es geht um einen Typen, der das Gras wachsen hört, wenn es um die Belange der Identität mit der Nation geht. Und dann, der Louis war schon etwas heiter angetrunken, erzählt er etwas Lustiges über seine französischen Mitmenschen, dass nämlich die Franzosen keine solche dreckigen Maschinen bauen, wie die Deutschen...“

„Hmm?“

„Nein, sie versuchen lieber, Theater zu spielen ⁴⁾. Das sei schon den Engländern aufgefallen, als sie in Amerika auf die Franzosen trafen. Im Gegensatz zu ihnen, die sie zuerst ein Fort bauten, bauten die Franzosen zuerst ein Theater.

Und dann weiter, nein, sie bauen keine Flugzeuge, sie bauen die Concorde. Nein, sie bauen keine Züge, sie bauen den TGV. Sie stellen keine Kleider her, sondern die *haute couture*. Und sie hätten die beste Küche der Welt...“

„Und da hast Du nicht reklamiert?“

„Merde. Ich konnte nicht an mich halten. Weißt Du, wenn ich schon einmal etwas begriffen habe, dann muss ich auch gleich gackern wie ein Huhn. Ich – kann – mich – einfach – nicht – beherrschen! Habe ich gesagt, dass man die französische Küche François I. oder gar seinem Vorgängers, Ludwig XII., oder gar dessen Vorgänger Karl sowieso, verdanke, der sie aus Italien mitgebracht hätte, nach den Feldzügen zur Begründung ihrer Ansprüche auf – Neapel? – oder doch Sizilien?“

„Na, hast Du Dir aber keine Freunde gemacht, dort, bei den kleinen giftigen Franzosen?“

Das war wohl sein Markenzeichen, wie er es selber schon gesagt hatte, sich immer nur Feinde zu machen. Kein Wunder, er hatte keine oder kaum irgendwo Freunde.

„Du irrst, Gott sei Dank. Der Louis ist ein Beute-Franzose. Er ist eigentlich italienischer Herkunft, und zwar Nord-Italiener, Liguier, aus der Gegend von Nizza. Er ist groß, blond und dick, und außerdem gemütlich. Er hat sich auf den Bauch gehauen von lachen, hat auf mich gezeigt, und zur Anni mehr gerufen als gesagt: <<...siehst Du, siehst Du, so ist das. Der Jan, ...il connait l'histoire...Das waren die Italiener, die die große Küche entwickelt haben...häh, häh....>> -“

Hmm? Nizza, früher mal italienisch? Da muss ich aber mal 'was nachlesen. Was der Jan da so alles von sich gibt?! Wenn er gesagt hätte *griechisch*, dann hätte ich es ja noch hingenommen. Und wozu das alles? Nein, mir gefiel sein Beitrag einfach nicht. Die Angeberei auf mediocrem Niveau.

„Nizza? Italienisch? Wie soll ich das auf die Reihe kriegen?“

„Na, ja, gut. Aus der Gegend von Nizza. Ich glaube, die Leute empfinden sich mehr als Mittelmeer-Anrainer denn als Franzosen schlechthin. Werde sie mal fragen, wenn ich hinkomme. Jedenfalls passt der Louis überhaupt nicht in die französische Landschaft.“

„Und?“

„Nicht verstanden? Nein? Es geht um die nationale Identität. Wer bin ich?, wer sind wir?, was ist uns zu eigen?, wo sind unsere Werte? Worüber identifizieren wir uns?, usw.. Verstehst Du das nicht?“

Wir hatten das schon einmal dieses Thema.

„Jan, das verstehe ich alles nicht. Jan, ehrlich, das geht mir vollkommen am Arsch vorbei.“

Jan lachte. Es gefiel ihm, wenn ich so redete. Er wusste, dass ich das ihm zu Liebe tat; einen Kraftausdruck zu verwenden kostete mich eine enorme Überwindung. Für ihn war das so etwas wie eine Liebeserklärung.

„Gerlinde, so etwas sagt man nicht. Das ist Deiner nicht würdig,“ schalt er mich, „aber Du hast gerade etwas getan, was ich ohne Erfolg versucht habe, Dir zu erklären. Ich weiß nicht, ob ein

Philosoph vehement protestieren würde, aber ich sag' es trotzdem, ja?, also: Du hast Dich gerade bemüht, Dich Identität-stiftend zu verhalten. Um nichts anderes geht es den Franzosen – sie müssen es wohl arg nötig haben.“

Ich weiß heute immer noch nicht, ob ich mit diesem Bericht von Jan etwas anfangen soll; ich schreib' es halt 'mal der Vollständigkeit nieder. Vielleicht gefällt es ja jemand anderem? Wenn sie überhaupt einen Wert haben sollte, diese Geschichte, dann die, dass der Jan offensichtlich gut drauf war, glücklich war, dort sein zu können, und ich das dazu gehörige Negativ-Bild abgab.